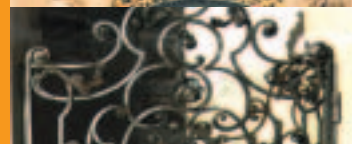
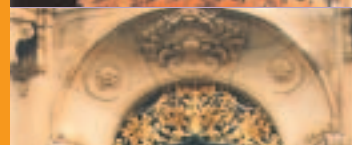
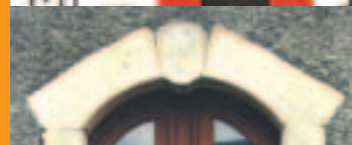
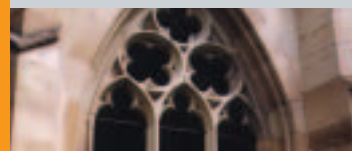


Verstehen und Willkommen heißen

ein Beitrag zur Diskussion



1

Heft

Arbeitshilfen

für die Gemeindepastoral

Ausrichtung
auf die Kirchenmitglieder
als geistliche Perspektive
in Pfarrgemeinden
und Seelsorgebereichen



Inhalt

V o r w o r t

- 1 **Kennen Sie das auch?**
1 Erfahrungen von Verantwortlichen
in Pfarrgemeinden
- 9 **Worum geht es?**
2 Der gemeinsame Auftrag
aller Getauften in der Kirche
- 15 **In Schwung kommen!**
3 Eine Vision und drei Thesen
- 21 **Und wie geht das konkret?**
4 Neue Grundhaltungen,
Entdeckungen und Perspektiven
- 39 **Mitgliederorientierung praktisch**
5 Brennpunkte und Beispiele
- 69 **Der größere Rahmen**
6 Gemeindeentwicklung in Zeiten
des schnellen Wandels
- 79 **Hilfe!**
7 Ermutigung, Unterstützung
und ein Ausblick
- 89 **Kurz gesagt**
8 Erklärung wichtiger Begriffe
- 95 **Zum Weiterlesen**
9 Empfehlenswerte Literatur

1

2

3

4

5

6

7

8

9

V o r w o r t

*Liebe Mitbrüder,
liebe Hauptamtliche im pastoralen Dienst,
liebe Ehrenamtliche in den Pfarreien und Seelsorgebereichen!*

Vor Ihnen liegt eine weitere Frucht des „Bamberger Pastoralgesprächs“ (1997-2000): die Arbeitshilfe *„Verstehen und willkommen heißen“!*

Diese Arbeitshilfe ist kein neuer verpflichtender Arbeitsauftrag, sondern ein **Diskussionsbeitrag** zum Gespräch darüber, wie es - womöglich noch besser und situationsgerechter als bisher - gelingen kann, mit eher kirchenfernen Christen in Kontakt zu kommen und diese Begegnungen fruchtbar für alle Beteiligten zu gestalten.

Die folgenden theologischen Überlegungen und praktischen Modelle verstehen sich als ein Impuls zum Weiterdenken,

wenn Sie bereits versucht haben, in diese Richtung zu arbeiten, und Ihre Erfahrungen reflektieren wollen;

wenn Sie planen, einen solchen pastoralen Schwerpunkt im Seelsorgebereich zu setzen;

wenn Sie spüren, dass es wichtig wäre, in diese Richtung tätig zu werden, aber noch nicht genau wissen, wie das gelingen könnte;

wenn Sie im Blick auf Ihre pastorale Praxis ein diffuses Unbehagen spüren und den Eindruck haben, es könne einfach nicht mehr so weitergehen wie bisher.

Weil sich die Arbeitshilfe als **Diskussionsbeitrag** versteht, ist sie **dialogisch gestaltet**: Immer wieder sprechen wir Sie direkt an. Wir hoffen, dass diese äußere Form Ihnen die Inhalte auf eine gute Weise nahe bringt und Ihnen Orientierung gibt, um die wichtige Frage "Was sollen wir pastoral tun?" zu beantworten.

Diese Frage mag allerdings heute in der pastoralen Praxis eher klingen wie „Was sollen wir denn alles noch (zusätzlich) tun?“ - und dabei wird spürbar, wie viel alle Beteiligten bereits leisten. Nicht wenige arbeiten tatsächlich längst über die Grenzen ihrer Kraft hinaus. In dieser Situation lohnt es sich, die Frage ein wenig anders zu stellen:

„Wie sollen wir es denn tun?“

Vielleicht geht es ja darum, in ganz normalen Gemeinden die wesentlichen Dinge, die immer zu tun sind, mit einem neuen Bewusstsein und auf eine neue Art zu tun.

V o r w o r t

Die nebenstehende Geschichte macht auf die Gefahr aufmerksam, dass in aller Aktivität „das innerste Pünktlein“ fehlt. Deshalb regen wir an, die pastorale Ausrichtung auf die Mitglieder der Kirche nicht als zusätzliche Einzelaufgabe zu verstehen, sondern als geistliche Perspektive.

Im Pastoralplan „Den Aufbruch wagen - heute!“ haben wir uns in der Erzdiözese zu einer evangelisierenden Pastoral verpflichtet.

Evangelisierung ist ein vielschichtiges Geschehen. Dafür sind gleichermaßen praktische Kenntnisse und theologische Reflexion, organisatorische Fähigkeiten und eine geistliche Grundhaltung wichtig. All das stellen wir zur Diskussion. Sie werden selbst entdecken und auswählen, was Sie für Ihre alltägliche Arbeit gebrauchen können!

Um dem Ziel der Evangelisierung - der Umwandlung und Erneuerung der Menschheit von innen her (vgl. Evangelii nuntiandi 18) - näher zu kommen, ist es unverzichtbar, auf Jesus zu schauen: Er hat Menschen, die ihm begegnet sind, in einem tiefen und umfassenden Sinn verstanden und sie mit der Kraft der Liebe Gottes willkommen geheißen. So hat er ihre Umkehr ermöglicht und sie zum „Leben in Fülle“ geführt.

Das Beispiel Jesu kann uns ermutigen, mit unseren bescheidenen Kräften ihm nachzufolgen. Wir können zu seinen Zeuginnen und Zeugen werden, indem wir die Menschen immer besser **verstehen lernen** - und sie so vorbehaltlos wie nur möglich **willkommen heißen**.

Beginnen wir damit bei den Menschen, die als getaufte Christen zur Kirche gehören, aber oft genug eine innere Distanz zur Kirche oder zur Pfarrgemeinde spüren!

Beginnen wir ohne die Absicht, diese Menschen gleich für „unser Gemeindeleben“ gewinnen zu wollen, denn das empfinden viele von ihnen als Vereinnahmung!

Beginnen wir vielmehr mit Offenheit und Interesse für diese Menschen und mit der Bereitschaft, Neues zu lernen und dadurch zunächst uns selbst verändern zu lassen!

Wir dürfen darauf vertrauen, dass Gott selbst unser Beginnen vollendet, indem er diesen Menschen und uns allen Seinen Geist schenkt.

Wir wünschen Ihnen von Herzen gute Erfahrungen und Begegnungen auf diesem Weg - und immer wieder Menschen, die sagen:

*„Wir wollen mit euch gehen; denn wir haben gehört:
Gott ist mit euch!“* (Sacharja 8,23)

Dr. Günter Raab, Leiter der Hauptabteilung Seelsorge



Lesen Sie mal!

**Rabbi Jizchak Meir
begannt zu reden:**

„Wenn einer Führer wird, müssen alle nötigen Dinge dasein, ein Lehrhaus und Zimmer und Tische und Stühle, und einer wird Verwalter, und einer wird Diener und so fort. Und dann kommt der böse Widersacher und reißt das innerste Pünktlein heraus, aber alles andre bleibt wie zuvor, und das Rad dreht sich weiter, nur das innerste Pünktlein fehlt.“ Der Rabbi hob die Stimme: „Aber Gott helfe uns: man darf's nicht geschehen lassen!“

*(aus: Martin Buber,
Die Erzählungen
der Chassidim,
Zürich 1949, 830)*

Guter Gott, du bist da.

Deine Gegenwart umhüllt und durchdringt uns

wie die Luft, die wir atmen,

ohne die wir nicht leben können.

Gib, dass wir uns ganz auf dich hin ausrichten

und uns deiner Gegenwart

mehr und mehr bewusst werden.

Darum bitten wir dich durch Jesus Christus,

unseren Bruder und Herrn. Amen.

(Nach einem Gebet aus dem Messbuch)



Kennen Sie das auch?

Erfahrungen von Verantwortlichen in Pfarrgemeinden

2



1.1. Wer gehört eigentlich zu Ihrer Gemeinde?

Diejenigen, die zum Gottesdienst kommen?

Diejenigen, die jeden Sonntag zum Gottesdienst kommen?

Diejenigen, die sich in der Gemeinde engagieren?

„Diese drei Gruppen auf jeden Fall!“ werden Sie sagen.

Aber was ist mit den anderen katholisch Getauften auf dem Gebiet Ihrer Gemeinde?

Das sind eigentlich gar keine Gemeindeglieder, heißt es oft.

Manche Verantwortliche sagen: Das sind ja bloß ...

... „Fernstehende“

... „Service-Christen“

... „Taufscheinchristen“

... „Karteileichen“

... (kennen Sie noch so ein schönes Wort?)

Sie alle gehören jedenfalls nicht zur „Kerngemeinde“.

Die „Kerngemeinde“, das ist der „harte Kern“ der Engagierten. Das sind diejenigen, die sonntags zum Gottesdienst kommen (mehr dazu im **8. Kapitel** unter den Stichworten „Kerngemeinde“ und „Fernstehende“).

1.2. Und für wen sind die Hauptamtlichen da?

„Natürlich für die gesamte Gemeinde!“ werden Sie sagen. Und vielleicht sogar:

„Auch für andere Menschen auf dem Gemeindegebiet, zum Beispiel für Arme und Bedrängte!“

Das ist eine schöne und zweifellos richtige Antwort.

Aber, mal ehrlich und ganz unter uns:

Wie viele Menschen gehören als katholisch Getaufte zu Ihrer Pfarrgemeinde?

Und wie viele gehören zu Ihrer „Kerngemeinde“?

Und jetzt wird es spannend: Wie viel Zeit, Energie, Geld und Kreativität investieren Sie für die „Kerngemeinde“? Und wie viel für die „Fernstehenden“? Könnte es sein, dass Sie die meiste Zeit, Energie und Kreativität für Menschen in der „Kerngemeinde“ aufwenden?

Wenn Sie „ja“ sagen, dann haben Sie sicher Gründe für Ihr Verhalten.

Manche Verantwortliche sagen zum Beispiel:

„**Die** anderen glauben ja eh nichts!“

„**Mit denen** ist keine Kirche zu machen!“

„**Die** wollen ja nur unseren Service!“

„**Die** sind ja gar nicht bereit zum Engagement!“

... (was fällt Ihnen noch ein?)

1.1



Kennen Sie den?

Sagt der Pfarrer:

„Es ist wichtig, regelmäßig die Eucharistie mitzufeiern!“

Antwortet der Vater eines Kommunion-

kindes: „Ich komme doch regelmäßig zum Gottesdienst,

Herr Pfarrer: Jedes Jahr an Weihnachten!“

1.2



Lesen Sie mal!

Etwa 15% der Katholiken gehören zur

„Kerngemeinde“;

unregelmäßig interessiert sind etwa 25%;

nur an „Kasualien“

nehmen etwa 30% teil;

weitere 30% fühlen sich

ihrer Pfarrgemeinde

gar nicht verbunden.

Die Haupt- und Ehren-

amtlichen bieten ca.

80% ihrer verfügbaren

Kräfte (Aktivitäten,

Zeit, Geld) für die 15%

der Kerngemeinde auf!

1.3

Vermutlich behaupten die Verantwortlichen das nicht nur, sondern sagen es aus eigener Erfahrung. Viele sagen: „Das habe ich selbst schon so erlebt, und zwar oft genug, um zu wissen: Das ist wirklich so!“

1.3. Machen wir hier mal eine Pause - und überlegen genauer:

Was ist bis jetzt geschehen?

Zur „Kerngemeinde“ gehört nur ein relativ kleiner Teil der katholisch getauften Gläubigen einer Pfarrei.

Die anderen nehmen selten bis gar nicht an Gottesdiensten und Veranstaltungen der Gemeinde teil.

Man investiert die meiste Kraft für die Kerngemeinde.

Wenn man aber einmal Kraft für die „Fernstehenden“ investiert, dann erlebt man immer wieder: Der Kontakt zu ihnen ist viel komplizierter als der zu den Aktiven! Die haben womöglich große Ansprüche - sind aber nicht bereit, sich selbst zu engagieren! Und dann können sie womöglich bei der Beerdigung ihrer Oma nicht einmal das „Vaterunser“ auswendig - und man sagt sich dann vielleicht: „Mit denen lässt sich keine Gemeinde aufbauen! Denn die glauben ja eh nichts!“

Stop! Wie kommt jemand zu dieser Einstellung?

Haben Sie gemerkt, was hier gerade passiert ist?

Erster Schritt: Jemand macht die **Beobachtung:**

„Die sprechen beim Vater unser nicht mit!“

Zweiter Schritt: Man **deutet** diese Beobachtung:

„Die können ja nicht einmal das Vater unser!“

Diese Deutung erfolgt in einem bestimmten **Horizont:**

„In der Kerngemeinde können alle das Vater unser!“

So vergleicht man die „Fernstehenden“ mit der Kerngemeinde, und es zeigt sich ein elementares Defizit bei den Fernstehenden.

Dritter Schritt: Aus der Deutung leitet man sofort **eine doppelte Vermutung ab:**

„Erstens: Vermutlich können sie deshalb das Vater unser nicht, weil sie es niemals beten!“

Zweitens: Vermutlich beten sie es nicht, weil sie nicht glauben!“

Allerdings formuliert man diese Vermutung gleich als Tatsache:

„Die glauben ja eh nichts!“

Vierter Schritt: Ob es bewusst ist oder nicht - man wird den Angehörigen jetzt **in dieser Haltung begegnen.**

Einmal angenommen, Sie selbst denken so: Dann spüren das die Angehörigen, auch wenn Sie ihnen kein Wort von dem verraten, was Sie gedacht haben. Denn Sie haben jetzt einen Begriff von den Angehörigen. Begriffe erschließen und verschließen die Wirklichkeit. Und sie prägen unser Handeln, je nachdem.



- Ein harmloses Beispiel gefällig?

Die Gefahr ist, dass Sie **und** die Angehörigen auf diese Begegnung zurückschauen mit der Erkenntnis: „Genau! Es war wieder so, wie ich es mir gedacht habe!“ Sie denken: „So sind sie eben, die Kirchenfremden, die für ihre verstorbene Oma nur den kirchlichen Bestattungs-Service wollen!“ - Und die Angehörigen denken: „Wieder so ein Kirchenfunktionär - wir haben genau gespürt, dass er uns nicht ernst nimmt!“

Übrigens: In diesem Beispiel haben wir ein wunderschönes „mentales Modell“ vor uns. Wir „haben“ die Wirklichkeit ja nie in unserem Kopf, so wie sie wirklich ist, sondern immer nur als Modell „konstruiert“. Ohne solche Modelle können wir nicht leben und handeln. Die schlechte Nachricht ist: „mentale Modelle“ machen uns und anderen Menschen das Leben oft genug schwerer als nötig.

Die gute Nachricht ist: „mentale Modelle“ lassen sich verändern

- damit es uns und anderen Menschen besser geht! Im **4. Kapitel** werden Sie erfahren, wie das gelingt.

Vielleicht sagen Sie spätestens an dieser Stelle: „Das sind ja ganz interessante Überlegungen. Aber dafür haben wir in unserer alltäglichen Gemeindefarbeit leider keine Zeit! Wir sollten wieder auf den Boden der Tatsachen kommen!“ Diese Tatsachen sind allen bekannt: Das Erzbistum Bamberg muss sparen. Es herrscht Priestermangel; Gemeinden bekommen weniger Geld. In den Seelsorgebereichen kann das Gewohnte nicht mehr so weitergehen wie bisher. Konzentration auf das Wesentliche ist angesagt. Da bleibt keine Zeit für luxuriöse Theorien und hohe Ideale.



Lesen Sie mal!

Auf einer Wiese steht ein Baum. Ein Verliebter kommt vorbei und freut sich über die Gelegenheit, in die Rinde ein Herz zu ritzen. Eine Naturschützerin kommt vorbei und sagt: „Für diesen Baum werde ich kämpfen, wenn hier die neue Straße gebaut wird!“ Ein Holzhändler kommt vorbei, prüft das Holz und meint: „Dieses erstklassige Holz bringt einen guten Preis!“ Ein Eichhörnchen kommt vorbei und ...

Jeder, der mit diesem Baum zu tun hat, hat einen anderen Begriff von diesem Baum. Und dieser Begriff lässt jeden anders handeln.



1.4



Lesen Sie mal!

Mitglieder der kath.
Kirche in Deutschland:
- 1991: 28,2 Millionen;
- 2002: 26,5 Millionen.
Abnahme in 10 Jahren:
1,7 Millionen; davon:
- 1,4 Millionen Austritte
- 0,3 Millionen
mehr Sterbefälle
(3,1 Mio.) als Taufen
und Eintritte
zusammen (2,8 Mio.).



Lesen Sie mal!

Eine fatale
Abwärtsspirale:
Die Verantwortlichen
konzentrieren ihre Arbeit
und Aufmerksamkeit auf
die „Kerngemeinde“.
Weil so die Erwartungen
der anderen Kirchenmit-
glieder zu wenig erfüllt
werden, entfernen sich
diese allmählich immer
mehr von der Kirche.
Wachsende Distanzie-
rung führt leicht zu
Kirchenaustritten.
Die deshalb fehlenden
Kirchensteuer-Ein-
nahmen gefährden

1.4. Genau an dieser Stelle zeigt sich aber auch, wie notwendig unsere Überlegungen sind!

Denn die Aussagen „Wir müssen uns konzentrieren aufs Kerngeschäft!

Wir müssen Prioritäten setzen!

Wir müssen Profil zeigen!“ sind gute Ideen.

Aber:

Was ist das Kerngeschäft?

Nach welchen Kriterien werden Prioritäten gesetzt?

Und welches Profil hat die Kirche?

Könnte es sein, dass sich in den meisten Fällen die Aufmerksamkeit der Priester, Haupt- und Ehrenamtlichen weiterhin vor allem auf die Erwartungen, Bedürfnisse und Wünsche der „Kerngemeinde“ richtet, und dass eher „am Rand“ gestrichen und gekürzt wird: bei den „Taufscheinchristen“ - denn „die bringen ja eh nichts ...“!



„Aber das ist doch logisch!“ werden Sie sagen. Stimmt. Allerdings nur dann, wenn man eine bestimmte Logik zugrundelegt. Dann nämlich, wenn

1. das Kriterium entscheidend ist:

„Nur wer etwas bringt, wird berücksichtigt“ - und wenn

2. die „Taufscheinchristen“ tatsächlich nichts bringen.

Diese Logik hat gravierende Nebenwirkungen, weil sie eine Abwärtsspirale in Gang setzt. Diese Abwärtsspirale gefährdet ohne Not und fahrlässig die pastorale und diakonische Handlungsfähigkeit der Kirche!



Denn erstens:

Das Kerngeschäft der Kirche besteht nicht in der Sorge um die Kern-
gemeinde, sondern in der **Hinwendung zu den Menschen!**

Nicht in der Kerngemeinde, sondern im **Evangelium** sind die Kriterien
für pastorale Prioritäten zu finden!

Das Profil der Kirche besteht nicht darin, für die da zu sein, die ihr
etwas bringen, sondern darin, denen etwas zu bringen, für die sie da ist!

Und zweitens stellt sich heute - ganz abgesehen von diesen theologischen
Einsichten zum Sendungsauftrag der Kirche - eine ganz pragmatische Frage:
Wer sorgt denn (immer noch) dafür, dass es Pfarrgemeinden, Hauptamtliche,
Kirchengebäude und Pfarrzentren in diesem Umfang gibt, damit die Kirche ihren
Auftrag erfüllen kann? Eine solche Aufgabe kann die vergleichsweise kleine Gruppe
der Kerngemeinde gar nicht allein bewältigen!

All die „Taufscheinchristen“ und „Karteileichen“, die immer noch treu ihre Kirchensteuer zahlen, sorgen für die immer noch relativ stabile Finanzbasis der Kirche! Selten dankt ihnen allerdings jemand dafür. Wenn aber immer mehr Getaufte aus der Kirche austreten, muss die Kirche noch stärker sparen und kürzen und sich deshalb aus weiteren pastoralen und diakonischen Handlungsfeldern zurückziehen.

Gerade angesichts dieser dramatischen Situation braucht es also eine andere Logik, die aus der geschilderten Abwärtsspirale herausführen kann. Diese andere Logik heißt „Mitgliederorientierung“.



„Was heißt Mitgliederorientierung konkret?“ werden Sie fragen. Diese Haltung bedeutet, dass sich alle Verantwortlichen in ihrem Denken und Handeln an der Mehrheit der Getauften in ihrer Gemeinde orientieren. Damit sie das können, gilt es, diese „unbekannte Mehrheit“ erst einmal kennen zu lernen.



Lust zum Weiterlesen
Johannes Först /
Joachim Kügler (Hrsg.),
Die unbekannte Mehrheit: Mit Taufe, Trauung
und Bestattung durchs
Leben?, Berlin 2006

1.5. Und jetzt wollen Sie wissen, wie das geht!

In den nächsten Kapiteln schlagen wir Ihnen Schritt für Schritt einen Weg vor, den Sie gehen können. Jetzt bekommen Sie zunächst einen Überblick über die Schritte auf diesem Weg.

Doch von Anfang an sollen Sie wissen:

Das ist ein **Weg der Umkehr** (im geistlichen und deshalb ganz praktischen Sinn) - und zwar zunächst einmal **für die „kirchlichen Insider“!** Das heißt:

1.5



Geistliche Übung

Nummer 1

Anders als beim Fußball- oder Klavierspielen ist im geistlichen Bereich das Üben selbst bereits der „Ernstfall“. Sie brauchen nicht zu warten, bis Sie wie im Fußball Bundesligaformat oder wie beim Klavierspielen Konzertreihe erlangt haben! Deshalb können Sie diesen **ganzen Weg** der Umkehr und Neuorientierung (mit all Ihren Erfahrungen und Enttäuschungen, Freuden und Überraschungen, mit Scheitern und Gelingen) als einen **geistlichen** Übungsweg verstehen!

Sie müssen sich für diesen Weg **entscheiden**, weil es darum geht, von lieb gewordenen Meinungen, selbstverständlichen Haltungen und alten Gewohnheiten Abschied zu nehmen, und

Sie müssen auf diesem geistlichen Weg immer wieder **üben**

(so wie man üben muss, um das Klavier- oder Fußballspielen zu lernen).

Dieser Weg ist eine Zu-mutung im wörtlichen Sinn. Christlich zu leben ist in jeder Hinsicht eine Herausforderung! Aber christlich zu leben heißt gleichermaßen, dabei mit der Gnade Gottes zu rechnen.

Immer wieder, vor jeder Aktivität, am Beginn und im Verlauf des Weges, gilt es, darauf zu vertrauen: Die Gnade Gottes kommt all unserem Tun zuvor: sie bewahrt vor Leistungsdruck, Selbstüberschätzung und dem „Ausbrennen“. Aber sie befreit uns nicht von der Pflicht, tatkräftig zu handeln, sondern gibt uns im Gegenteil die Kraft dazu. Deshalb wird jedes Kapitel dieser Arbeitshilfe mit einem Gebet eröffnet. [\(Mehr dazu vor allem im 4., 6. und 7. Kapitel\)](#)

In dieser kreativen Spannung zwischen der Gnade Gottes und dem eigenem Engagement können Sie das große Projekt „Mitgliederorientierung“ anpacken. Und so ist auch diese Arbeitshilfe gegliedert:

Immer wieder gilt es zu klären: Was ist unser Auftrag als Kirche und als Pfarrgemeinde vor Ort? Diesen Auftrag finden Sie im Evangelium und in den Dokumenten des Konzils. Auf beide bezieht sich auch der Pastoralplan unserer Erzdiözese. [Mehr dazu im 2. Kapitel\)](#)

Immer wieder gilt es, sich zu vergewissern: Welche Vision leitet unser Handeln und gibt uns die nötige Kraft, damit wir unseren Auftrag auch wirkungsvoll in die Tat umsetzen können? [\(Mehr dazu im 3. Kapitel\)](#)

Immer wieder gilt es zu prüfen: Welche unserer eigenen „mental Modelle“, Urteile und Haltungen erschweren es, unseren kirchlichen Auftrag zu erfüllen? Welche entsprechen bereits diesem Auftrag? [\(Mehr dazu im 4. Kapitel, 1. Abschnitt\)](#)

Immer wieder gilt es zu erkunden: Wer sind denn die Menschen, die zu unserer Gemeinde gehören? Wie leben sie? Welche Hoffnungen bewegen sie, welche Ängste lähmen sie? Welche Stärken und Begabungen bringen sie mit? Wie verstehen sie ihren eigenen Glauben? Und was bedeutet diese Situation für unseren Auftrag? [\(Mehr dazu im 4. Kapitel, 2. und 3. Abschnitt\)](#)

Immer wieder gilt es zu fragen: Sind in unserer Pfarrgemeinde neue, fremde und nicht angepasste Gemeindeglieder willkommen? Sind wir zu einer ehrlichen Begegnung auf Augenhöhe mit ihnen bereit? Nehmen wir ihre ungewohnten Ideen und störenden Fragen ernst? [\(Mehr dazu im 5. Kapitel\)](#)



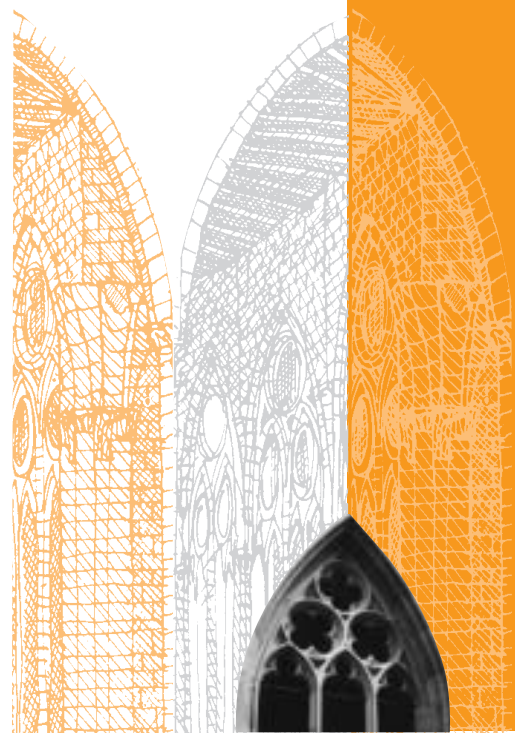
Immer wieder gilt es zu experimentieren: Wie kann diese doppelte Orientierung (am kirchlichen Auftrag und an den „Lebenswelten“ der Gemeindeglieder) allmählich die gesamte Kultur unserer Pfarrgemeinde im Seelsorgebereich prägen und so die Entwicklung der Gemeinde fördern? [\(Mehr dazu im 6. Kapitel\)](#)

Immer wieder gilt es zu prüfen: Welche Unterstützung brauchen wir? Wer kann uns Orientierung geben, neue Perspektiven erschließen und die Motivation stärken? Wie können wir aus Gottes Gnade leben und gleichzeitig „irdische“ Unterstützungsangebote kreativ nutzen? [\(Mehr dazu im 7. Kapitel\)](#)

Die Orientierung an der „unbekannten Mehrheit“ der Getauften ist kein beliebiges Hobby für Spezialisten und ist mehr als eine zusätzliche Aufgabe für Leute, die nichts Besseres zu tun haben. Sie ermöglicht vielmehr eine Neuausrichtung der Seelsorge! Eine solche Neuausrichtung kann Ihnen und den Engagierten Ihrer Gemeinde, aber auch „Fernstehenden“ das Leben erleichtern.

Diese Arbeitshilfe möchte Sie deshalb verlocken zu einer Entdeckungsreise in die Wirklichkeit Ihres Seelsorgebereiches! Haben Sie Lust? Sind Sie neugierig geworden? Treffen die Fragen auf Ihr Interesse? Reisen ist manchmal strapaziös - das gilt auch für diese Reise. Aber es lohnt sich. Denn Reisen bildet - es gibt viel zu lernen, zu hören, zu sehen und zu erleben!

Kommen Sie mit?



*Du,
der du uns deinen Namen genannt
und uns Mut gemacht hast, dich anzusprechen,
wir kommen zu dir und sagen:
Gott, unser Vater,
wir danken dir, dass du für uns da bist.
Hilf uns,
dass auch wir für dich leben -
und für die Menschen,
in denen du uns begegnest.*

*Darum bitten wir dich
durch Jesus Christus,
unseren Bruder und Herrn.*

(A u s d e m M e s s b u c h)



Worum geht es?

Der gemeinsame Auftrag aller Getauften in der Kirche

10

2.1

2.1 Die Grundorientierung

Die Reise, die wir unternehmen, hängt nicht von unserem Belieben ab. Der Grund für diese Reise liegt im Auftrag, den die Kirche hat. Diesem Auftrag ist auch jede Pfarrgemeinde verpflichtet. Er ist grundgelegt im Neuen Testament. Das Zweite Vatikanische Konzil hat diesen Auftrag für unsere Zeit übersetzt. Alles kirchliche Handeln muss sich immer wieder am Maßstab des Evangeliums messen lassen. Denn das Evangelium ist zu jeder Zeit die Quelle der Erneuerung für die gesamte kirchliche Praxis.

2.2

2.2 Das Zweite Vatikanische Konzil (1962-1965) hat dogmatische Bedeutung für die pastorale Praxis der römisch-katholischen Kirche.

In zwei Konstitutionen klärt die Kirche ihr Selbstverständnis:

In der Dogmatischen Konstitution über die Kirche „Lumen Gentium“ betont die Kirche, **wer** sie ist: „in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit.“ (LG 1)

In der Pastoralen Konstitution über die Kirche in der Welt von heute „Gaudium et Spes“ klärt die Kirche, **wo** sie ist: „in der Welt von heute“ erfährt sie sich „mit der Menschheit und ihrer Geschichte wirklich engstens verbunden.“ (GS 1)

Auf diesem Hintergrund definiert das Konzil den Begriff „Pastoral“ neu:

Er bezeichnet künftig das umfassende Handeln einer Kirche, die sich bewusst in die Welt und in die Geschichte stellt. Das Ziel dieses Handelns -

also der Auftrag der Kirche - ist „die Rettung der menschlichen Person“ und der rechte „Aufbau der menschlichen Gesellschaft“ (GS 3) -

und zwar unabhängig von der Stellung der Menschen und der Gesellschaft zur Kirche. „Pastoral“ ist also künftig nicht nur „Sorge um das Heil der Seelen“, sondern „Sorge um den ganzen Menschen“.

Zwei folgenreiche Neubestimmungen von „Pastoral“ kennzeichnen die Lehre des Konzils:

Zur Pastoral gehören künftig auch **profane Themen** wie Wirtschaft, Kultur und Politik;

In der Pastoral versteht (das heißt: deutet und reflektiert) die Kirche ihren eigenen Glauben und ihre eigene Tradition **von den heutigen Menschen her**, zu denen sie gesandt ist.

Pastoral geschieht also überall dort, wo das Evangelium und die Welt von heute an einem konkreten Ort schöpferisch (das heißt: immer konstruktiv, manchmal aber auch kritisch) miteinander in Verbindung gebracht werden. ¹

Damit sind Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche keine Objekte, die belehrt oder bekehrt werden. Es sind vielmehr Menschen, deren Lebens- und Glaubenserfahrungen wesentliche Bedeutung haben: Denn sie helfen, den Auftrag der Kirche vor Ort zu entdecken und zu konkretisieren.

In der Spur des Konzils fasst das Schreiben Papst Pauls VI. über die Evangelisierung in der Welt von heute „Evangelii nuntiandi“ (1975) diese Einsichten programmatisch im Begriff der „Evangelisierung“ zusammen:

Evangelisierung

... ist die eigentliche Aufgabe der Kirche.

... ist Aufgabe aller Getauften in der Kirche

(nicht nur der Amtsträger oder „Spezialisten“).

... beginnt mit der Selbst-Evangelisierung der Kirche, weil sie immer wieder selbst das Evangelium hören muss, das sie verkünden soll.

... zielt auf die tiefe Umwandlung der Menschen und ihrer Kulturen.

... erfordert immer wieder eine Suche nach geeigneten Mitteln und einer entsprechenden Sprache.

Dieses Verständnis der Evangelisierung ist zutiefst biblisch.

2.3

2.3 Das Evangelium ist Maßstab für das Handeln der Kirche.

Die Apostelgeschichte erzählt aus der Zeit der ersten Christengemeinden modellhafte „Anfangsgeschichten“, die bis heute für die Praxis der Kirche bedeutsam und brisant sind.

Eine dieser Geschichten thematisiert einen folgenreichen Lernprozess innerhalb der christlichen Gemeinde, der dazu führt, dass bisher im Denken („mentale Modelle“) und in der Praxis („Kirchenrecht“) geltende Grenzen überwunden werden. Gott selbst stiftet diese folgenreiche Veränderung an. Dadurch entsteht eine neue Form der christlichen Gemeinde: Sie umfasst künftig Judenchristen **und** Heidenchristen; die Heidenchristen haben direkten Zugang zur Gemeinde, ohne vorher das ganze jüdische Gesetz übernehmen zu müssen.

Die **Struktur** dieses Lernprozesses ist auch heute eine Herausforderung für jede Gemeindeentwicklung. Zehn exemplarische Schritte auf diesem Weg können auch das Verhalten der kirchlichen „Insider“ gegenüber den sogenannten „Fernstehenden“ leiten:

1

Vgl. Rainer Bucher, Die pastorale Konstitution der Kirche. Was soll Kirche eigentlich?, in: ders. (Hrsg.), Die Provokation der Krise. Zwölf Fragen und Antworten zur Lage der Kirche, Würzburg 2005, S. 38

1. Die Geschichte beginnt nicht „in der Kirche“, sondern im Alltag der Menschen. Dort handelt Gott außerhalb der Kirche im Leben eines „Fernstehenden“ namens Kornelius: **Der Hauptmann Kornelius, ein Nichtjude, bekennt sich zwar als „Proselyt“ zum Gott Israels, lebt aber in einem „äußeren Bereich“ rechtlich getrennt vom „Kern“ der Synagogengemeinde. Diesem Kornelius erscheint ein Engel und fordert ihn auf, einen ihm unbekanntem Simon Petrus holen zu lassen.**
2. „Die Kirche“, vertreten durch Petrus, ist spirituell verwurzelt im Glauben. Auch dort handelt Gott - aber sein Handeln ist völlig unerwartet und verstörend: **Petrus erlebt eine Vision, in der er aufgefordert wird, für Juden unreine Tiere zu schlachten und zu essen. Petrus weigert sich mehrmals, aber eine Stimme sagt: „Was Gott für rein erklärt hat, sollst du nicht unrein nennen!“**
3. Beide verstehen zunächst nicht, worum es geht. Trotzdem handeln sie: **Kornelius schickt Boten zu Petrus, ohne genau zu wissen, warum. Petrus versteht die Bedeutung seiner Vision nicht, bleibt aber offen für das überraschende Wirken des Geistes.**
4. Beide, „die Kirche“ und „die Fernstehenden“, kommen durch den gleichen Geist Gottes in Bewegung. aber es fällt auf, dass „die Kirche“ buchstäblich „den Fernstehenden“ entgegenkommt. Denn sie lässt sich einladen: **Petrus öffnet sich dem Geist und lässt sich unterbrechen: er lässt die ihm fremden Boten eintreten, nimmt sie gastfreundlich auf und akzeptiert ihre Botschaft: Er geht mit den Boten zurück zu Kornelius.**
5. Am Ende dieses langen Weges überschreitet „die Kirche“ eine bis dahin unüberwindliche Grenze. Sie besucht „die Fernstehenden“ in ihrer eigenen Welt, die aus religiösen Gründen tabu ist: **Kornelius rechnet nicht mit diesem Tabubruch und kommt von sich aus Petrus entgegen. Der aber betritt selbst das Haus des Kornelius.**
6. Auf dem Weg, durch ihre Praxis, im Tun dessen, wozu der Geist Gottes ruft, versteht „die Kirche“ den theologischen Sinn und die pastorale Bedeutung der Offenbarung, die sie schon hat, auf neue Weise: **Petrus rechtfertigt jetzt seine Grenzüberschreitung mit dem Hinweis auf seine Vision und die deutende Stimme.**
7. „Die Kirche“ tritt bei „den Fernstehenden“ nicht belehrend auf, sondern dialogisch hörend: **Petrus geht im Gespräch mit Kornelius in dessen Haus.**



8. Das Evangelium, das „die Kirche“ mitten in der Welt „der Fernstehenden“ verkündet, ist keine Botschaft, die „die Kirche“ gewissermaßen als unveränderliches Paket schon im Rucksack von daheim mitgebracht hat. Sondern das Evangelium ist eine Botschaft, die auch für „die Kirche“ neu ist und sie zu einem Lernprozess herausfordert: **Petrus beginnt seine Verkündigung mit dem programmatischen Wort: „Jetzt erkenne ich ...“**

9. Die Begegnung „der Kirche“ mit „den Fernstehenden“ verändert die kirchlichen Strukturen grundsätzlich: **Noch während der lernenden Verkündigung des Petrus kommt Gottes Geist auf seine ZuhörerInnen herab. Und Petrus nimmt das ganze Haus des Kornelius als Vollmitglieder in die christliche Gemeinde auf, obwohl dem „kirchenrechtliche“ Vorschriften entgegenstehen.**

10. Eine solche tabuverletzende Begegnung „der Kirche“ mit „den Fernstehenden“ führt im Raum der kirchlichen Institution zunächst zu Konflikten. Denn das punktuell neue kirchliche Handeln muss jetzt innerhalb der gesamten Organisation vermittelt werden. In einem zweiten Lernprozess werden neue „mentale Modelle“, neue Haltungen und schließlich eine neue Kultur in der Kirche etabliert. **Petrus muss sich vor den anderen kirchlichen Autoritäten in Jerusalem rechtfertigen. Dadurch, dass Petrus in der direkten Konfrontation sein Verhalten und die Gründe dafür nicht verharmlost oder beschönigt, sondern mutig offen legt, schafft er einen Raum des Vertrauens und ermöglicht bei den anderen Autoritäten einen Sinneswandel, der sogar zu einer neuen rechtlichen Struktur der jungen Kirche führt: Künftig können Heiden getauft werden, ohne dass sie vorher das ganze jüdische Gesetz übernehmen müssen.**

Diese Geschichte erzählt anschaulich und Schritt für Schritt, „wie Evangelisieren geht“: Sie ist ein Modell, das nicht kopiert, sondern kreativ in die heutige Situation übersetzt werden will.

Ähnlich wie das Konzil diesen Auftrag zur Evangelisierung für die Weltkirche übersetzt hat, übersetzt ihn der Pastoralplan für unser Bistum.

2.4

2.4 Der Pastoralplan des Erzbistums Bamberg ist seit 2005 verbindliche Richtschnur für die Gestaltung des kirchlichen Lebens im Erzbistum Bamberg. Ausdrücklich benennt der Pastoralplan in der Spur des Konzils „Merkmale einer evangelisierenden Pastoral“. Hier finden sich Grundhaltungen für eine Orientierung an den „Fernstehenden“:

Evangelisierende Pastoral

- ... ist aufmerksam für alle Personen und sozialen Gruppierungen, die in einer Gemeinde existieren, unabhängig davon, ob sie sich der Gemeinde zugehörig fühlen.
- ... hat aufsuchenden, einladenden und gemeinschaftsbildenden Charakter.
- ... ist auf den ganzen Menschen ausgerichtet
- ... schaut nicht so sehr auf kirchliche Probleme, sondern beobachtet das kulturelle, politische, gesellschaftliche und soziale Umfeld.
- ... orientiert sich vor allem an den konkreten Fragen der Menschen und sucht Bündnispartner, um die Probleme der Menschen gemeinsam zu lösen.

Und zusammenfassend heißt es:

„Im konkreten Dienst an den Einzelnen und an der Gemeinschaft versteht die Kirche sich selbst, ihren Glauben und ihre Aufgabe immer besser.“ (vgl. PP 2.2.1.)



3

*In Wahrheit ist es würdig und recht,
dir, allmächtiger Vater, zu danken
und dich mit der ganzen Schöpfung zu loben
durch unseren Herrn Jesus Christus.*

*Am Kreuz erhöht, hat er sich
für uns alle dahingegeben
aus unendlicher Liebe und alle an sich gezogen.
Aus seiner geöffneten Seite strömen Blut und Wasser,
aus seinem durchbohrten Herzen
entspringen die Sakramente der Kirche.
Das Herz des Erlösers steht offen für alle,
damit sie freudig schöpfen
aus den Quellen des Heiles.*

(Präfation vom heiligsten Herzen Jesu)



3.1 Eine Vision:

„Mitgliederorientierung“ ist also keine neue pastorale Mode. Sie gründet vielmehr im Grundauftrag der Kirche. „Das ist schön und gut“, werden Sie jetzt vielleicht sagen. „Woher aber bekomme ich Schwung und Kraft für mein Handeln? Wie kann ich mich aus der Tretmühle meines pastoralen Betriebs befreien, um diese grundlegende Neuorientierung der Seelsorge zu verwirklichen?“ Sie haben Recht. Schwung und Kraft für diese Neuorientierung bekommen Sie nicht dadurch, dass Sie diese Arbeitshilfe lesen und sich sagen: „Ja, das wird schon stimmen, was die hier schreiben ...“ Wenn Sie gewohnte Bahnen verlassen möchten, dann brauchen Sie eine starke Motivation - und eine echte neue Perspektive. Die Energie, um eingefahrene Geleise zu verlassen, kann Ihnen eine Vision geben.

Visionen sind wie Sterne am Himmel. An ihnen können wir uns ausrichten. Im Alltag geben sie uns Orientierung und neue Perspektiven. Im Blick auf sie können wir unsere Ziele überprüfen. Und eine gemeinsame Vision beflügelt die Menschen, die ihr folgen.

Halten Sie hier einen Augenblick inne! Vergegenwärtigen Sie sich: Warum habe ich mich damals entschieden, in der Kirche zu arbeiten? Welche Vision hat mich damals erfüllt und meine Entscheidung beeinflusst? Haben Sie den Mut, dieser Ihrer Anfangsvision wieder auf die Spur zu kommen! Vielleicht ist die Glut der Vision längst unter der Asche der alltäglichen Arbeit verschüttet. Vielleicht ist sie längst verkapselt unter einem harten Panzer schmerzlicher Erfahrungen: Enttäuschungen und Verletzungen, Scheitern und Resignation. Stellen Sie sich diesen Erfahrungen, aber dringen Sie durch den Panzer oder durch die Asche hindurch, bis Sie Ihrer damaligen Vision wieder begegnen!

Nehmen Sie sich diese Vision des Anfangs (wieder) zu Herzen! Sie ist wichtig für all das, was Sie auf dieser kommenden Reise erwartet. Sie kann Ihnen die Kraft geben, dort, wo es notwendig ist, Ihre bisherigen Wege zu verlassen, umzukehren und sich neu zu orientieren.

Bischof Joachim Wanke von Erfurt kennt die Kraft der Visionen.

Deshalb schreibt er: **„Ich habe die Vision einer Kirche in Deutschland, die sich darauf einstellt, wieder neue Christen willkommen zu heißen.“** 2

Diese Vision **gründet** im universalen Heilswillen des Gottes Israels.

Sie ist **inspiriert** von der Praxis Jesu und der biblischen Zeuginnen und Zeugen.

Sie **übersetzt** die Grund-Intentionen des Zweiten Vatikanischen Konzils.

Und sie **antwortet** auf die aktuelle Situation in Deutschland:



Lesen Sie mal:

Religionszugehörigkeit
in Deutschland
im Jahr 2005:

32,5 % konfessionsfrei

31,0 % römisch-

katholisch

30,8 % evangelisch-

lutherisch

3,9 % muslimischer

Kulturkreis

(2 % gläubig;

1,9 % nicht gläubig)

1,8 % andere christliche

Konfessionen;

andere Religionen.

Im Jahr 2025 dürfte

mit größter Wahr-
scheinlichkeit die Mehrheit

der Bevölkerung

in Deutschland keiner

der beiden großen

christlichen Kirchen

mehr angehören.

(Quelle: fowid

Forschungsgruppe

Weltanschauungen

in Deutschland;

Fassung vom 22.11.06 -

auf der Basis von

Zahlen des statistischen

Bundesamtes und der

beiden großen

christlichen Kirchen)

Inzwischen gehört in Deutschland fast ein Drittel der Gesamtbevölkerung keiner Religionsgemeinschaft an; trotzdem sind viele Religionslose durchaus spirituell interessiert.

Schon heute stehen die christlichen Kirchen auf dem religiösen Markt in Konkurrenz mit Sekten, esoterischen Gruppen und anderen Religionen (beispielsweise dem Islam oder dem „europäisch verschlankten“ und deshalb attraktiven Buddhismus).

In dieser Situation sieht Bischof Wanke in der katholischen Kirche in Deutschland offenbar Entwicklungsbedarf - sonst müsste er seine Vision nicht ausdrücklich formulieren. Wer dieser Vision folgen will, wird sich deshalb fragen:

Wie kann die Vision in konkrete Ziele und Maßnahmen umgesetzt werden?

Auf die Pfarrgemeinden zugespißt heißt das:

Wie werden Pfarrgemeinden zu Orten, die sich darauf einstellen, wieder neue Christen willkommen zu heißen?

Wie gelingt die notwendige spirituelle und organisatorische Entwicklung der Pfarrgemeinden, um auf die Spur dieser Vision zu kommen?

Wenn sich die Pfarrgemeinden auf diesen Weg der Entwicklung einlassen, wird sich zeigen:

Die Art und Weise, wie künftig innerhalb der Pfarrgemeinden die Getauften voneinander denken und miteinander umgehen, wird zur Nagelprobe, ob die Gemeinden fähig werden, ihr Inseldasein zu überwinden und über ihren "inneren Bereich" hinaus in die Gesellschaft auszustrahlen.

Auf diesem Hintergrund lässt sich eine

Vision für die Verantwortlichen in jeder Pfarrgemeinde formulieren:

„Wir Engagierten lernen alle katholischen Getauften (besser) verstehen - und wir lernen, sie in unserer Pfarrgemeinde willkommen zu heißen.“

Die buchstäblich „katholische“ (das heißt: alle umfassende) Weite dieser Perspektive kann im Beispiel Jesu sowie in der modellhaften Praxis der Apostel und der biblischen Zeuginnen und Zeugen des Glaubens verankert werden. Diese Vision sollten sich alle Verantwortlichen in den Pfarrgemeinden ins Herz schreiben. Sie zeigt das Ziel und weist den Weg. Sie gibt den eigenen kleinen Schritten eine große Richtung und weckt neue Kräfte in schwierigen Zeiten. Mit visionärer Kraft im Herzen können Sie die Neuausrichtung der Seelsorge mutig und getrost in Angriff nehmen.

Die drei folgenden Thesen beleuchten den kirchlichen Auftrag zur „Mitgliederorientierung“ und die daraus folgende Veränderung in der Kultur der Pfarrgemeinden, und sie deuten die Lebenssituation der „Fernstehenden“ theologisch.

3.2 Eine erste These im Blick auf den kirchlichen Auftrag:

Die Mitgliederorientierung ist in den Pfarrgemeinden nicht nur aus strategischen Gründen notwendig (um die künftige Finanzbasis der Kirche zu sichern), sondern vor allem aus inhaltlichen Gründen: um dem kirchlichen Auftrag zur Evangelisierung gerecht zu werden.

Zu einer so verstandenen Mitgliederorientierung gehört,

dass die Verantwortlichen in den Pfarrgemeinden lernen, wo und wie die Mehrzahl ihrer Mitglieder lebt -

und was diesen Menschen für ihr Leben wertvoll und wichtig ist;

dass sie sich für diese Menschen vorbehaltlos und ohne Hintergedanken interessieren;

dass sie mit diesen Menschen in einen echten, das heißt ergebnisoffenen Dialog treten,

in dem die Verantwortlichen zunächst wertschätzend zuhören;

dass sich die Ergebnisse dieses Dialogs auch auf Gottesdienste und Veranstaltungen, Strukturen und Kommunikationsformen und die gesamte „Kultur“ der Pfarrgemeinde auswirken.

3.3 Eine zweite These im Blick auf die Gemeindemitglieder:

Wenn sich die Verantwortlichen einer Pfarrgemeinde ernsthaft an ihren Mitgliedern orientieren und ihren geistlichen Auftrag erfüllen wollen, müssen sie vor allem die Alltagswelten ihrer distanzierten Mitglieder zur Kenntnis nehmen und sich theologisch darauf beziehen.



Die meisten Mitglieder einer Pfarrgemeinde erleben „die Kirche“ höchstens noch bei bestimmten Gelegenheiten (Taufe, Trauung, Bestattung ...) zwischen ihren alltäglichen Lebenswelten (Familie, Freundeskreis und Beruf; Konsum, Freizeit und Bildung ...). Sie werden deshalb in der Kirche üblicherweise „Fernstehende“ genannt. Wir übernehmen in dieser Arbeitshilfe den Begriff, setzen ihn aber immer in Anführungszeichen, um deutlich zu machen: Hier wird ein kirchlich gebräuchlicher Begriff nur zitiert, ohne dass die damit verbundenen Unterstellungen und Abwertungen übernommen werden (vgl. dazu die Begriffserklärung im 8. Kapitel!).

3.2

3.3



Lust zum Weiterlesen

Rainer Krockauer /
Max-Josef Schuster,
Menschen auf der
Schwelle.

Neue Perspektiven für
die alte Pfarrgemeinde,
Ostfildern 2007



Lust zum Weiterlesen

Elmar Klinger,

Das absolute Geheimnis
im Alltag entdecken.

Zur spirituellen
Theologie

Karl Rahners,
Würzburg 2001

3.4



Kennen Sie das?

„Fernstehende“ sagen:
„Wieder einmal war
die Kirche zum
Abgewöhnen, weil sie
mich nicht ernst
genommen und mir
nichts gebracht hat!“
Kirchlich Engagierte
sagen: „Wieder einmal
hat unser Versuch
nichts genützt!“
Ein Teufelskreis
gegenseitiger Schuld-
zuweisungen beginnt,
der dafür sorgt,
dass alles so bleibt,
wie es ist: Die „Fern-
stehenden“ bleiben der
Kirche weiterhin fern

Gegen die „selbstverständliche“ Konzentration der Aktivitäten vieler Insider auf das Gemeindeleben ist zu betonen: Die gemeindefernen Lebenswelten der „Fernstehenden“ haben in jedem Fall theologische Bedeutung, weil auch hier Gott, das „absolute Geheimnis“, entdeckt werden kann. Gott ist auch im Lebensalltag dieser Menschen immer schon anwesend.

Deshalb sind für das geistliche Leben nicht so sehr kirchliche Aktivitäten in der Gemeinde, sondern vor allem die alltäglichen Lebenssituationen die entscheidenden Orte!

Diese geistlich-organisatorische Neuorientierung der Pastoral fordert also zunächst einmal die gemeindlichen „Insider“ zu einem Lernprozess heraus. Eine wichtige Klärung gleich an dieser Stelle: Die Orientierung an den sogenannten „Fernstehenden“ bedeutet natürlich nicht, dass diese Personen nun quasi „heilig gesprochen“ werden. Bei dieser kirchlichen Option geht es nicht um moralische Urteile, sondern um eine ähnliche Haltung, wie sie auch Jesus den Menschen gegenüber eingenommen hat, die ausgegrenzt wurden: Nicht die Bewertung ihres Verhaltens stand bei Jesus im Mittelpunkt, sondern die wertschätzende Hinwendung zu diesen Menschen - vor aller Leistung und trotz aller Schuld.



3.4 Eine dritte These im Blick auf die Gemeindekultur:

Die Mitgliederorientierung kann nur in Pfarrgemeinden mit einem änderungsfreundlichen Gesamtklima Erfolg versprechend umgesetzt werden.

Vor jeder Begegnung mit „Fernstehenden“ muss geklärt sein, dass sich tatsächlich in der Gemeinde etwas ändern darf. Denn wenn Änderungen von vornherein unerwünscht sind, dann wird der Kontakt mit Fernstehenden zu noch größeren Frustrationen auf beiden Seiten führen.

Damit solche Änderungen möglich sind, müssen in vielen Fällen die „mentalen Modelle“ der Engagierten, die Strukturen und die Kultur der Pfarrgemeinde behutsam, aber entschieden verändert werden. Ohne diese umfassende Veränderung werden selbst einflussreiche Einzelkämpfer scheitern, weil sie auf verlorenem Posten stehen.

Auf diesem Weg der Veränderung ist mit Widerstand und Konflikten zu rechnen, weil sich Menschen nur schwer von lieb gewordenen Vorstellungen verabschieden.





Müssen Sie jetzt tief durchatmen? Wird Ihnen jetzt etwas flau im Magen?
Wenn Sie sich auf diese Entdeckungsreise begeben, wird Ihnen einiges zugemutet!
Es geht hier tatsächlich nicht nur um ein paar zusätzliche Veranstaltungen für „Fernstehende“, sondern um eine **neue, andere Art der Orientierung in der Seelsorge in Ihrer Pfarrgemeinde:**

Es geht um einen neuen Standort, um neue Haltungen - und um neue Perspektiven, die sich daraus ergeben.
In den folgenden Kapiteln der Arbeitshilfe erfahren Sie, wie die Neuorientierung konkret umgesetzt werden und hoffentlich auch gelingen kann!

Nur - eines kann Ihnen niemand abnehmen:
Sie müssen sich für diese neue Perspektive entscheiden.

(und sagen:
„Wir haben ja schon immer gewusst, dass die anderen so sind!“),
und die Engagierten bleiben weiterhin unter sich
(und sagen:
„Wir haben ja schon immer gewusst, dass die anderen so sind!“).



*Himmel und Erde,
Wasser, Wind,
Feuer und Tag und Nacht,
alles aus deinem Atem kommt:
Wir sind von deiner Art!*

*Will dich suchen,
vielleicht fühlen,
will dich finden.
In dir leben,
dich ertasten
und in dir bleiben,
in dir sein.*

*Wille und Mächte, Lebenslust,
Sinne und Sinnlichkeit,
alles aus deinem Wesen kommt:
Leben mit dir ist weit!*

*Will dich suchen ...
Glaube und Hoffnung,
Sehnsucht, Trost,
Liebe und Leidenschaft,
alles aus deinem Geist entspringt:
Kräfte von deiner Kraft!*

Will dich suchen ...



Und wie geht das konkret?

Neue Grundhaltungen, Entdeckungen und Perspektiven

22

4.1

4.1 Neue Grundhaltungen:

Ein Trainingsprogramm zur Mitgliederorientierung

Vielleicht fragen Sie jetzt: „Warum beginnen wir nicht endlich mit den Projekten?“ Das könnten wir natürlich tun. Aber genau dann bliebe womöglich die wesentliche (und Erfolg versprechende) Veränderung aus. Denn wenn Sie nur versuchen, die Herausforderungen so anzugehen, wie Sie es bisher schon getan haben, dann werden sie sich vermutlich nicht „mehr Erfolg“, sondern lediglich „mehr Frustrationen und Enttäuschungen“ einhandeln. Der Schlüssel zu einer neuen Praxis liegt in der Veränderung Ihrer eigenen Grundhaltung - und natürlich in einem zweiten Schritt auch in der Veränderung der Grundhaltungen all der Menschen, die sich in Ihrer Pfarrgemeinde engagieren.

Umkehren: „Die Brille wechseln!“

Die Botschaft der Bibel ist auch in diesem Fall erstaunlich aktuell.

„Was sollen wir denn tun, um neue Leute zu gewinnen?“

Wie können wir Fernstehende ansprechen und für unsere Gemeinde begeistern?“

fragen die Verantwortlichen in den Gemeinden. Die Frohe Botschaft für sie lautet:

„Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“ (Markus 1,15)

Das Tun beginnt also im eigenen Kopf und Herzen: einerseits mit der Veränderung der eigenen Meinungen, Urteile und Haltungen; andererseits mit der vertrauensvollen Ausrichtung auf die Werte und die Lebenskraft des Evangeliums.

Diese „Umkehr-Botschaft“ ist deshalb so aktuell, weil sie auch durch moderne wissenschaftliche Erkenntnisse bestätigt wird: in komplexen Situationen kann ich auf nachhaltige Weise andere Menschen nicht unbedingt direkt ändern (durch Appelle, Bitten, Drohungen, Befehle), sondern viel eher durch die Änderung meines eigenen Verhaltens innerhalb des Systems. Wenn ich „umkehre“ und mein eigenes Verhalten ändere, hat das automatisch Auswirkungen auf andere Menschen.

„Wohin aber soll ich denn umkehren?“ werden Sie jetzt vielleicht fragen.

Hier kommt der zweite Teil des programmatischen Jesuswortes ins Spiel.

„Dem Evangelium glauben“ - das bedeutet: Sich ganz und gar auf Jesus

Christus ausrichten, sein Bild in das eigene Herz aufnehmen.

Was aber hat Jesus verkörpert? Die Antwort lautet:

Er hat nicht irgendetwas verkörpert, sondern - den barmherzigen Gott.

Hier finden wir die Richtung, wohin wir umkehren sollen:

In Richtung Barmherzigkeit und Wertschätzung.



Lust zum Weiterlesen

Henri J. M. Nouwen,
Nimm sein Bild
in dein Herz.
Geistliche Deutung
eines Gemäldes
von Rembrandt,
Freiburg i. Br. 1991



Lust zum Weiterlesen

Zwischen diesen Überlegungen und dem Verständnis von Eucharistie besteht ein enger Zusammenhang.

Vgl. dazu

Ottmar Fuchs, Eucharistie als Zentrum katholischen Glaubens- und Kirchenverständnisses, in: Thomas Söding (Hrsg.), Eucharistie. Positionen katholischer Theologie, Regensburg 2002, S. 229-279



Lust zum Weiterlesen

Falls Sie Leitungsverantwortung haben: Armin Felten / Bernhard Petry, Gut geführt. Personalentwicklung und Personalführung in der Kirche, Hannover 2002 (mit einem ausführlichen Abschnitt über „Wahrnehmen und Wertschätzen“ in der Organisations- und Personalentwicklung)

Entscheidend ist also, dass Sie Ihre eigene Grundhaltung zunächst in Richtung „Wertschätzung“ verändern (**1. Schritt**). So kommen Sie fast von selbst mit „Fernstehenden“ anders ins Gespräch. Wenn Sie diese Gespräche offen führen und auf Überraschungen und Neuentdeckungen gefasst sind (**2. Schritt**), dann werden Sie merken: Wir beginnen, gemeinsam zu lernen! (**3. Schritt**)

1. Schritt: Wertschätzung

Erinnern Sie sich noch an die oft gehörten Sätze über die „Fernstehenden“: „Die glauben ja eh nichts!“ - „Mit denen ist keine Kirche zu machen!“ ... ? „Umkehr“ heißt in diesem Fall: den Schritt hin zu einer wertschätzenden Grundhaltung tun. Statt weiterhin Unterstellungen und Verdachtsmomente im eigenen Hirn und Herzen zu produzieren, produzieren Sie ab jetzt Wertschätzung!



„Wertschätzung“ ist eine Haltung, ...

die in jeder Situation die „Schätze“ entdecken möchte:

alles, was positiv oder gelungen ist, und was weiterführt;

die sich auf die vorhandenen „Ressourcen“ (Quellkräfte) und „Potenziale“ (Wachstumskräfte) konzentriert, sie bewusst macht und nutzt;

die bei anderen Menschen Stärken anerkennen kann, Schwächen als Entwicklungspotenziale deutet und auch Grenzen und Schattenseiten akzeptiert;

die andere Menschen verstehen will, auch wenn Sie deren Wertvorstellungen nicht teilen oder deren Handlungen nicht gutheißen können;

die Kritik ohne abwertende Hinter- und Nebengedanken als ein „Geschenk“ überreicht, das andere fördern soll;

die Ihre eigene Sicht der Dinge anderen Menschen nicht wie einen nassen Lappen um die Ohren haut,

sondern wie einen Mantel hält, den sie anprobieren können;

die Ihnen Lust macht, andere Sichten der Dinge selbst kennen zu lernen und auszuprobieren;

die nicht nur den anderen Menschen gilt, sondern auch Ihnen selbst (als dem Menschen, der Wertschätzung übt):

„Ich weiß, wer ich bin! Ich kenne meine Stärken und Schwächen, Grenzen und Potenziale! So, wie ich bin, schätze ich mich selbst wert!“





Der tiefste Grund und die Quelle für unsere eigene Fähigkeit, wertschätzend mit uns selbst und anderen Menschen umzugehen, liegt für Christen darin, dass Gott selbst uns wertschätzend anschaut: Jeder Mensch ist bei Gott „gut angesehen“. Leider vergessen wir das immer wieder. Deshalb gilt:

Eine wertschätzende Grundhaltung gelingt sicher nicht von heute auf morgen. Es gilt, die Wertschätzung auf einem langen Weg immer wieder zu trainieren. In der Nachfolge Jesu Christi können Sie diesen Weg durchaus als eine geistliche Übung auffassen! Hier können Sie sich täglich von neuem ins Licht der Wertschätzung Gottes stellen und so Ihre eigenen „Akkus“ aufladen.

Das Schöne ist: Sie brauchen dazu keine teuren Trainingsgeräte - Sie können **jetzt** damit anfangen - und es wird Ihnen gut tun, weil sich die Welt und die Menschen für Sie positiv verändern!

2. Schritt: Neugier, Wagemut & Risikobereitschaft

Sie üben für sich täglich die Wertschätzung, und es gelingt Ihnen inzwischen schon ganz gut, Bekannte und Freunde, Kolleginnen und Kollegen wertzuschätzen - und manchmal sogar auch sich selbst. Das ist ein guter Beginn! Doch nun kommt die Zeit, noch einen Schritt weiter zu gehen. Haben Sie Lust? Sind Sie bereit dazu? Jetzt geht es um die Wertschätzung gegenüber all den **fremden** Menschen, die Ihnen begegnen. Fremdheit kann Angst machen, und Wertschätzung ist in dieser Situation nicht einfach. Aber wenn Sie wertschätzend auf sich selbst schauen, werden Sie in sich Kräfte entdecken, die Ihnen in dieser Situation zu Hilfe kommen können:

Ihre Neugier, Ihre Risikobereitschaft, Ihren Wagemut.

Nutzen Sie diese Kräfte - und begegnen Sie allmählich auch den Fremden mit wertschätzender Offenheit und mit echtem Interesse, die sich aus Ihrer Neugier und Ihrem Wagemut nähren!

Übrigens: Auch hier sind wir wieder auf geistlichem Gelände!

Denn eine wichtige spirituelle Haltung ist der „Anfängergeist“.

Jesus selbst hat diesen Anfängergeist in seinem ganzen Leben verkörpert:

Er war neugierig, offen für Neues und wagemutig. Und auch viele andere Bibeltexte sind „Anfangsgeschichten“, die von diesem Geist erzählen.



Geistliche Übung Nummer 2

In Begegnungen mit „Fernstehenden“ sind Sie künftig sehr aufmerksam auf das, was Sie wahrnehmen. Nach jeder Begegnung sagen Sie sich: „Dieser Mensch geht zwar nicht regelmäßig in den Gottesdienst, aber ...“ - und dann benennen Sie eine konkrete positive Eigenschaft, die Ihnen in dieser Begegnung aufgefallen ist. Beobachten Sie, ob und wie sich Ihre innere Haltung allmählich verändert!



Lust zum Weiterlesen

David Steindl-Rast,
Fülle und Nichts.

Von innen her
zum Leben erwachen,
Freiburg i. Br. 2005;

Richard Rohr,
Wer loslässt,
wird gehalten.

Das Geschenk des
kontemplativen Gebets,
München 2001,
bes. S. 29-32



Bernhard Strathmann
(Hrsg.),
Augen der Weisheit.
Das spirituelle Gesicht
der Religionen.
Mit Fotografien
von Ralf Tooten,
Freiburg i. Br. 2002



Geistliche Übung

Nummer 3

Sie besuchen ein
halbes Jahr lang
an einem Abend
in der Woche eine
bestimmte Kneipe.
Sie sind einfach da -
aufmerksam
und offen für das,
was sich ereignet.
Sie tragen diesen
Termin fest
in Ihren Kalender ein
und nehmen ihn
genau so ernst
wie eine Pfarrge-
meinderatssitzung.

Wer aus der Kraft des Anfängergeistes lebt, ...

lässt Bequemlichkeit und Selbstsicherheit hinter sich;
verzichtet auf Gewissheiten und Sicherheit;
ist offen für Überraschungen wie ein Kind;
kann staunen, sich freuen und dankbar sein;
weiß, dass er längst noch nicht alles weiß;
ist lernbegierig und liebt das Experiment;
stellt immer wieder neue Fragen;
kann zugeben, nicht alle Antworten zu kennen;
ist aufrichtig und demütig, beweglich und empfänglich;
bleibt bis ins hohe Alter innerlich jung;
nimmt täglich seine Lebenserfahrungen
zum Ausgangspunkt einer neuen Entdeckungsreise.



Große Künstlerinnen und Künstler, Forscherinnen und Forscher, aber auch spirituell wache Menschen verkörpern diese „junge“, erfrischende und belebende Haltung. Allerdings gilt oft das Wort von Pablo Picasso: „Man muss viele Jahre gelebt haben, um jung zu werden.“

3. Schritt: Gemeinsam lernen

Sie üben eine wertschätzende Haltung mit Neugier, Wagemut und Risikobereitschaft. Sie haben gute Kontakte zu „Fernstehenden“ gewonnen. Jetzt kommt die entscheidende Frage: Wie können Sie in der heutigen Zeit den „Fernstehenden“ gegenüber Ihre Aufgabe gut erfüllen?

Geht es also jetzt endlich darum, nach allen „Vorübungen“ die Fernstehenden zur Fülle des Glaubens zu führen, sie in das Gemeindeleben zu integrieren und ihnen die regelmäßige Teilnahme am Gottesdienst zu empfehlen?

Die Aufgabe der Kirche ist die Evangelisierung. Beim Thema Evangelisierung schaut das Zweite Vatikanische Konzil auf Jesus Christus und seine Verkündigungspraxis. In dieser Perspektive sind Wertschätzung und Aufmerksamkeit für die Menschen keine modischen Vorbereitungs-Tricks, um sie dann im traditionellen Sinn besser missionieren zu können. Sie sind bereits Grundhaltungen der Evangelisierung: Wenn Sie also solche Haltungen üben, haben Sie schon damit begonnen, Ihren kirchlichen Auftrag zu erfüllen!

Ausdrücklich betont die wegweisende Enzyklika „Über die Evangelisierung in der Welt von heute“: Die Kirche hat die geeigneten Mittel und die entsprechende Sprache, um ihren Auftrag erfüllen zu können, nicht schon immer zur Verfügung, sondern sie muss sie immer erst suchen! (Vgl. EN 56) Um die geeigneten Mittel zu finden und die passende Sprache zu sprechen, braucht die Kirche die Begegnung mit den Menschen, zu denen sie gesandt ist.



Die Verantwortlichen der Kirche sollen natürlich die Botschaft des Evangeliums nicht eigenmächtig verkürzen oder anpassen. Aber trotzdem dürfen sie sich auf keinen Fall ersparen, auf den Erfahrungs- und Verständnishorizont ihres Gegenübers ganz einzugehen. In dieser Begegnung wird eine bisherige und gewohnte Weise, das Evangelium zu sagen und mit ihm umzugehen, wie beim Pflügen „umgebrochen“. Der verstorbene Aachener Bischof Klaus Hemmerle hat diese herausfordernde Erkenntnis in dem Satz zusammengefasst:

*„Lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen,
dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft
neu lernen kann, die ich dir zu überliefern habe.“* 4

Das bedeutet: Um ihre eigene Botschaft neu zu verstehen, um ihren eigenen kirchlichen Auftrag **hier und heute** überhaupt erfüllen zu können, haben die „Insider“ Entscheidendes von anderen Menschen zu lernen!

Dieser Lernprozess führt zunächst dazu, dass die „Insider“ ihre eigenen stillschweigenden Urteile und Ziele kritisch befragen lassen:

Wie beurteilen wir den Glauben der „Fernstehenden“?

Was ist im Umgang mit „Fernstehenden“ das Ziel der Evangelisierung?

Auf diese beiden Fragen gehen die beiden folgenden Abschnitte ein.

Die Ergebnisse dieser Überlegungen sind dann Grundlage für konkrete Projekte der Mitgliederorientierung.

Doch vorher gilt es noch, ein Missverständnis auszuräumen: Selbstverständlich geht es in diesem Lernprozess gerade **nicht** darum, sich nun billig anzupassen und einfach wie die anderen zu werden. Sondern es geht um die immer neue Bereitschaft, im wertschätzenden und aufmerksamen Dialog (über vielleicht große „innere Abgründe“ hinweg) auch dort eine fremde Position oder Lebenserfahrung zu verstehen versuchen, wo Fremdheit, Unterschiede und Gegensätze bestehen bleiben. Diese Haltung kann auch bedeuten, Verständnis für eine fremde Position zu haben (und auch deutlich zu zeigen), ohne diese Position inhaltlich zu teilen. Gerade hier ist eine große Ehrlichkeit und Klarheit im Dialog gefordert. - Wenn aber der Dialog auf diese Weise geführt wird, dann ist auch die Sorge unbegründet, es müssten sich immer nur die „Insider“ ändern, und den „Fernstehenden“ würde jede Änderung erspart: Aus einem echten Dialog gehen immer **beide** Partner verändert hervor!



Geistliche Übung Nummer 4

Gebet der liebenden Aufmerksamkeit:

1. **Schritt:** Ich nehme wahr, wie es mir jetzt gerade geht
2. **Schritt:** Ich richte mich innerlich auf Gott oder Jesus Christus aus - so, wie es mir jetzt gerade möglich ist
3. **Schritt:** Ich bitte IHN, dass er mir hilft, mich und meinen Tag mit offenen Augen und Ohren und wachem Herzen wahrzunehmen.
4. **Schritt:** Ich erinnere mich, was ich heute erlebt habe und achte darauf, was mich jetzt noch bewegt und berührt. Unter Gottes liebevollem Blick schaue ich auf mich - ohne Wertung und Urteil. (Hier kann ich auch einen besonderen Fokus auf meine Begegnungen mit „Fernstehenden“ legen ...)
5. **Schritt:** Ich schaue dorthin, wo ich Ermutigung, Trost und Hoffnung gespürt habe, aber auch dorthin, wo ich Misstrauen, Angst und Entmutigung empfinde.
6. **Schritt:** Ich bitte, danke, lobe, klage vor Gott.
7. **Schritt:** Ich schaue auf das, was vor mir liegt, und bitte um Kraft, Mut und Beistand für meine nächsten Schritte.

4.2

4.2 Neue Entdeckungen und Einschätzungen:

Mitgliederorientierung heute und morgen

Schauen wir zunächst etwas genauer auf die Mitglieder Ihrer Pfarrgemeinde: Was sind das eigentlich für Menschen? Und vor allem: Wie ist ihr Glaube einzuschätzen?

Die Antworten auf diese Fragen werden im Folgenden nicht aus der Perspektive „von außen“ gegeben (indem **wir** andere beurteilen), sondern aus der „Innenperspektive“ der betreffenden Menschen (indem diese **selbst** über sich erzählen). Dadurch ergeben sich wirkliche Lernprozesse im Sinn von Bischof Hemmerle: Wir fangen an, „die Fernstehenden zu lernen“, und daran beginnen wir, die Botschaft des Evangeliums neu zu lernen.

Das geschieht dadurch, dass wir uns im Folgenden drei scheinbar altbekannte Bilder vor Augen führen und diese Bilder genauer, „von innen“ betrachten:

- die sonntägliche Eucharistiegemeinde,
- die „Fernstehenden“ im Allgemeinen und
- die „Kasualienfrommen“ im Besonderen.

Ein erstes Bild: Die sonntägliche Eucharistiegemeinde

Schauen wir doch einfach mal in Ihre Sonntagsmesse!

Auf den ersten Blick scheint alles klar zu sein:

Anwesend sind getaufte Mitglieder Ihrer Gemeinde, die zur „Kerngemeinde“ gehören;

Nicht anwesend sind die „Fernstehenden“, die - wenn überhaupt - nur zu ganz bestimmten Gelegenheiten in die Kirche kommen:

Zu Weihnachten vielleicht, oder zur Taufe ihrer Kinder, zur Erstkommunion, zur Hochzeit oder zu einer Bestattung ...

Doch genauer betrachtet ...

zeigen sich überraschende Fakten:

Anwesend ist Frau A: sie ist evangelisch, lebt in konfessionsverschiedener Ehe und nimmt mit ihrem katholischen Mann regelmäßig an der Sonntagsmesse teil.

Anwesend ist Herr B: er kommt aus einer anderen Pfarrgemeinde hierher, weil ihm die neuen geistlichen Lieder besonders gut gefallen.

Anwesend ist Frau C: sie ist nicht getauft, engagiert sich aber in einer Eltern-Kind-Gruppe der Pfarrei und kommt mit einer befreundeten Mutter regelmäßig zum Familiengottesdienst.

Nicht anwesend ist Herr D: obwohl er zur Pfarrgemeinde gehört, besucht er regelmäßig die Sonntagsmesse in einem nahen Kloster, weil er dort genügend Stille in der Liturgie findet.

Nicht anwesend ist Frau E: obwohl sie gerne kommen würde, hat sie als allein erziehende Mutter und Pächterin einer Gaststätte am Sonntag keine Zeit und keine Kraft zur Teilnahme am Gottesdienst.

Nicht anwesend ist Herr F: er engagiert sich als Rentner im Hospizverein und im Krankenhaus-Besuchsdienst und erklärt freimütig, sein Engagement gründe im christlichen Glauben.

Was zeigen diese Beispiele?

Die Gottesdienstgemeinde ist heute viel offener und vielfältiger als in früheren Zeiten. Diese Tendenz wird noch stärker werden.

Dass an der Sonntagsmesse (und an den „Kasualien“, Veranstaltungen und Gremien der Gemeinde!) nicht nur KatholikInnen, sondern auch Christen aus anderen Konfessionen teilnehmen, ist in einer Zeit „normal“, in der sich konfessionell (noch) geschlossene Gebiete immer stärker auflösen.

Besonders konfessionsverschiedene Ehen und Familien sind längst nicht mehr eine zahlenmäßig unbedeutende Ausnahme, sondern in gewisser Weise in konfessionell gemischten Gebieten die Regel.

Damit ist auch bei scheinbar konfessionsinternen Gottesdiensten und Veranstaltungen ökumenische Sensibilität geboten: Ökumene ist keine Spezialaufgabe bei bestimmten Anlässen, sondern wird zur „Querschnittsaufgabe“ in der alltäglichen Gemeindegearbeit!

Dass an der Sonntagsmesse nicht nur Christen, sondern immer wieder auch nichtgetaufte Gäste und Fremde teilnehmen, wird immer „normaler“, wenn sich die Kirche in einer Umwelt mit immer mehr Ungetauften darauf einstellt, neue Mitglieder willkommen zu heißen.

Damit ist es nötig, sich zu fragen: Wie wirken unsere Gottesdienste auf Gäste und Fremde, die zum ersten Mal damit in Berührung kommen?

Gleichzeitig sind **Gottesdienste** (und andere Veranstaltungen) aber auch viel „geschlossener“ als früher. Und auch diese Barrieren drohen in Zukunft (noch) größer zu werden:

Herr D. sagt: „Moderne Lieder sind überhaupt nicht nach meinem Geschmack!“ - und bleibt das nächste Mal einfach weg. Dagegen bevorzugt Herr B. gerade diese Stilrichtung.

Im Unterschied zu früher sind heute oft Geschmacksfragen entscheidend, ob jemand an einer Veranstaltung teilnimmt oder nicht.

5

Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Nürnberg (Hrsg.), Zur Frage der eucharistischen Gastfreundschaft bei konfessionsverschiedenen Ehen und Familien. Eine Problemanzeige. Text und Dokumentation, Nürnberg, 3. Auflage 2001, S. 8



Lesen Sie mal:

In Nürnberg waren bereits 1993 mehr KatholikInnen mit nichtkatholischen PartnerInnen verheiratet als mit katholischen.

5

Diese Tendenz dürfte weiter zunehmen und auch bisher „konfessionell geschlossene“ Gebiete erfassen.



Lesen Sie mal:

Gerhard Schulze,
Die Erlebnisgesellschaft.
Kultursoziologie
der Gegenwart,
Frankfurt / New York
1995
Medien-Dienstleistung
GmbH (Hrsg.),
Milieuhandbuch
„Religiöse und
kirchliche Orientie-
rungen in den Sinus-
Milieus 2005“,
München 2006



Lesen Sie mal:

Grundlagen und
Theorien zum Thema
„Milieus und Kirche“:
Michael N. Ebertz /
Peter-Otto Ullrich,
Milieus, Lebensstile und
Religion. Sozialwissen-
schaftliche Grundlagen
und Erfahrungen im
LOS-Projekt,
in: Michael N. Ebertz,
Ottmar Fuchs, Dorothea
Sattler (Hrsg.), Lernen,
wo die Menschen sind.
Wege lebensraum-
orientierter Seelsorge,
Mainz 2005,
S. 146-185

Menschen mit gleicher Geschmacksrichtung gehören, kurz gesagt, in ein gemeinsames „ästhetisches Milieu“. Ob es den Verantwortlichen bewusst ist oder nicht, herrscht in jeder Gemeinde ein bestimmtes „Milieu“. (Nähere Informationen zum Thema „Milieus“ und zur aktuellen Studie über die sogenannten „Sinus-Milieus“ (2005) sowie Stichworte zum Thema „Milieu-Pastoral“ finden Sie im **8. Kapitel!**)

Ganz gleich, wie theologisch kompetent der Pfarrer predigt: Das dominierende Milieu in einer „Kerngemeinde“ zieht bestimmte Menschen an und schreckt andere ab.

Die soziologische Milieuanalyse kann gut erklären, warum die Mitglieder der „Kerngemeinde“ so vehement bestimmte Neuerungen ablehnen und Experimente verhindern.

Auch mit „lebendigen Gottesdiensten“ und einem „aktiven Gemeindeleben“ lassen sich viele Gemeindemitglieder nicht erreichen. Die Tatsache, dass sich manchmal selbst interessierte Menschen wegen bestimmter „Milieubarrieren“ ausgeschlossen fühlen, kann dazu führen, die Reichweite der eigenen Angebote nüchterner einzuschätzen und die „Fernstehenden“ nicht als Sündenböcke zu brandmarken. Das wird jetzt gleich beim zweiten Bild, das wir betrachten wollen, noch deutlicher!

Ein zweites Bild: Die „Fernstehenden“

Gegen die Tendenz, nur auf die „Kerngemeinde“ der Aktiven zu schauen, wenn es um die Frage geht, wer zur Gemeinde gehört, richten wir unsere Aufmerksamkeit jetzt direkt auf die so genannten „Fernstehenden“.

Auf den ersten Blick scheint auch da alles klar zu sein:

Herr R., 55 Jahre alter Sozialarbeiter und katholisch,
„taucht nie und nirgends in der Gemeinde auf:
eine typische Karteileiche!“

Frau S., 33 Jahre alte arbeitslose Designerin und katholisch,
„kommt nur alle heiligen Zeiten in die Kirche:
eine echte Taufscheinchristin!“

Herr T., 24 Jahre alter Student und katholisch,
„war noch nie im Gottesdienst: der glaubt sicher nichts!“

Doch genauer betrachtet ...

... zeigen sich wiederum einige Überraschungen:

Herr R. war in der Katholischen Studentengemeinde sehr aktiv. Die christliche Lebensstilbewegung wurde wegweisend für seine persönliche Spiritualität.



Nach dem Studium hat er versucht, in seiner neuen Heimatgemeinde Fuß zu fassen, aber schnell gemerkt, dass er dort mit seinen Ansichten nicht willkommen war. Seitdem trifft er sich jede Woche mit Gleichgesinnten zu Gesprächen über Bibel, Glauben und „christliches Graswurzel-Engagement“. Kirche als Institution und Gottesdienst spielen für ihn keine Rolle mehr. Trotzdem tritt er nicht aus der Kirche aus, „weil die einfach zu meiner Geschichte gehört“.

Frau S. ist Single. Sie hat vor Jahren durch eine Freundin zur Meditationspraxis des Zen gefunden. Seitdem übt sie regelmäßig. Problemlos hat sie einige (aber natürlich nicht alle) buddhistischen Überzeugungen übernommen. Wenn sie bei ihrer Mutter zu Besuch ist, begleitet sie ihre Mutter zum Gottesdienst, ohne dass ihr die Liturgie noch etwas bedeuten würde. Der Kirche steht sie ausgesprochen kritisch gegenüber. Sich selbst bezeichnet sie als „ehemalige Christin“. Mehrere Male war sie nahe daran, aus der Kirche auszutreten.

Herr T. war früher begeisterter Ministrant. Jetzt studiert er Medienwissenschaften und interessiert sich für neue Rituale. Vor einiger Zeit hat er angefragt, ob er in der Kirche ein spirituelles Happening veranstalten könne. Auf die Frage des Pfarrers, ob er denn überhaupt gläubig sei, antwortete er: „Wenn Sie mir beweisen können, dass mir der Glaube was bringt, werde ich es mir mal überlegen!“

Was zeigen diese Beispiele?

„Fernstehende“ sind überhaupt keine einheitliche Gruppe von Christen: Während Herr R. sich weiterhin als Christ versteht und auch so handelt, hat Frau S. vom christlichen Glauben Abschied genommen.

Trotzdem kommt Herr R. überhaupt nicht mehr in den Gottesdienst, während Frau S. ihrer Mutter zuliebe immer wieder einmal anwesend ist - aber offenbar ohne innere Beteiligung.

Herr T. zeigt nach außen ein sarkastisch-distanziertes Verhältnis zum christlichen Glauben. Wie es in seinem Inneren wirklich aussieht, wird allerdings nicht deutlich.

Schon deshalb sollte man „Fernstehende“ nicht einfach „über einen Kamm scheren“, sondern ihnen unterschiedlich begegnen.

Wo gibt es Räume in den Pfarrgemeinden, in denen die Kirchenkritik von distanzierten Menschen (die ja nicht immer unberechtigt ist!) positiv aufgegriffen und konstruktiv bearbeitet wird?

Herr R., Frau S. und Herr T. gehören zu drei unterschiedlichen „Milieus“. Unabhängig von ihrer Glaubensüberzeugung erleben sie alle nicht, dass die Gemeinde „nach ihrem Geschmack“ wäre. Diese Beobachtung fordert zum Nachdenken über eine spezielle „Milieu-Pastoral“ heraus:

Wie können Pfarrgemeinden nüchtern analysieren, welche Menschengruppen sie ausschließen (ohne es vielleicht zu wollen), weil bei ihnen bestimmte Milieus dominieren?

Können Pfarrgemeinden durch eine bewusste Milieudifferenzierung im Seelsorgebereich versuchen, mehr Menschen als bisher anzusprechen?

Welche (vielleicht noch unentdeckten) „ästhetischen Ressourcen“ des

Christentums können für ein solches Vorhaben fruchtbar gemacht werden?

Auf jeden Fall aber ist die pauschale Behauptung falsch: "Wer in die Kirche geht, ist gläubig; wer nicht in die Kirche geht, ist nicht gläubig!"

(Mehr zu den Begriffen „Milieus“, „Sinus-Milieus“ und „Milieu-Pastoral“ finden Sie im [8. Kapitel!](#))

Ein drittes Bild: Die „Kasualienfrommen“

Die sogenannten „Kasualienfrommen“ sind unter den „Fernstehenden“ eine bestimmte Gruppe, nämlich jene Mitglieder der Gemeinde, die für gewöhnlich zwar weder an der Sonntagsmesse noch an den Veranstaltungen der Pfarrgemeinde teilnehmen, aber von der Kirche eine schöne Feier der „Kasualien“ erwarten - vor allem Taufe, Trauung und Bestattung.

(Vgl. dazu das entsprechende Stichwort im [8. Kapitel!](#))

Auf den ersten Blick scheint wiederum alles klar zu sein:

Frau U., 28 Jahre alte allein erziehende Mutter und katholisch, „ist kirchendistanziert und will, dass wir jetzt so ohne weiteres ihr Kind taufen!“

Herr M., 49 Jahre alter Unternehmer und katholisch, „ist ein typischer Service-Christ, der bei der Beerdigung seiner Mutter große Ansprüche gestellt hat und mit nichts zufrieden war!“

Doch genauer betrachtet ...

... zeigt sich zunächst einmal:

Insgesamt bilden Menschen wie Frau U. oder Herr M. in Deutschland die Mehrheit der Kirche.

Mit der wohlwollenden Zahlung Ihrer Kirchensteuer legen sie eine entscheidende materielle Basis für das kirchliche Leben.

Über diese Menschen gibt es in der Kirche trotzdem sehr wenig gesichertes Wissen.

Viele Engagierte unterstellen allerdings solchen Menschen ein Glaubensdefizit, weil sie nicht an Gottesdiensten und Veranstaltungen der Pfarrgemeinde teilnehmen.

Schon allein aus diesen Gründen ist es wichtig, diese Menschen genauer kennen zu lernen, indem die Engagierten zunächst einmal wertschätzend zuhören, wie diese Menschen sich, ihr Leben und ihren Glauben selbst verstehen.

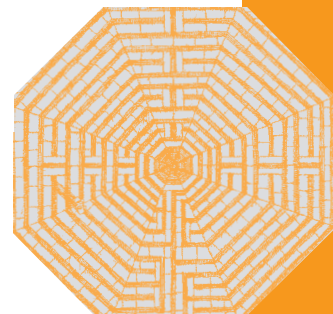
In der Erzdiözese Bamberg sind wir in der glücklichen Lage, eine empirische Untersuchung zu besitzen, in der solche kasualienfrommen Katholikinnen und Katholiken erzählen, was und wie sie glauben - und was die „Kasualien“ für sie bedeuten.) Ihre Geschichten sind deshalb so wichtig, weil sie darin selbst über ihren Glauben Rechenschaft ablegen (und nicht von anderen beurteilt werden). Im Folgenden finden Sie wichtige Ergebnisse dieser Untersuchung zusammengefasst. Damit machen wir Ernst mit der Überzeugung von Bischof Hemmerle: Der Lernprozess für die „Insider“ in den Pfarrgemeinden und Seelsorgebereichen beginnt hier und jetzt!

Was zeigen die Antworten der „Kasualienfrommen“? 6

Bei diesen KatholikInnen findet man nicht Restbestände einer früheren Frömmigkeit, die heute allmählich „verdunsten“, sondern neue, lebendige und eigenständige Formen der Frömmigkeit: Weil die Menschen die Zerbrechlichkeit und Risiken des Lebens kennen, wünschen sie einen kirchlichen Ritus. Sie sind sich dessen bewusst, dass dieser Ritus ihnen keine Sicherheit schenkt, wohl aber eine offene Perspektive, in der sie hoffentlich ihr Leben meistern können. Der Rückgriff auf die eigene Lebensgeschichte und die Geschichte ihrer Familie (!) unterstützt ihre soziale Selbstvergewisserung („Wer bin ich in einer mobilen, flexiblen, undurchschaubaren Welt?“) und stiftet Identität.

Vom kirchlichen Ritual erwarten „Kasualienfromme“

- Schutz und Segen;
- Lebenshilfe und Halt;
- Ordnung, um ihr Leben zu strukturieren;
- Orientierung im Leben und in der Welt;
- Vermittlung von Werten;
- Perspektiven für die Entwicklung der Kinder
(Gemeinschaft; Glauben lernen);
- Integration in den größeren Lebenszusammenhang der Familie
(mit Lebenden und Toten) und der Tradition;
- Ein bestimmtes „Mehr an Qualität“, das sich sprachlich kaum ausdrücken lässt.



Lust zum Weiterlesen

Johannes Först /
Joachim Kügler (Hrsg.),
Die unbekannte
Mehrheit: Mit Taufe,
Trauung und Bestattung
durchs Leben?,
Berlin 2006

Bei den „Kasualienfrommen“ handelt es sich freilich um keine einheitliche Gruppe mit gemeinsamer geistlicher Orientierung, sondern um eine bunte Vielfalt von Menschen mit unterschiedlichster spiritueller Praxis je nach Lebenssituation, sozialem Umfeld und persönlicher Prägung.

Gemeinsam ist ihnen allerdings,

- dass diese Feiern „einfach (zum Leben) dazugehören“;
- der Wunsch nach einer persönlichen Gestaltung der Feier;
- dass ihnen die Kirche wichtig ist.

Vielleicht widersprechen Sie bei der letzten Behauptung. Denn wie kann einem Christen die Kirche wichtig sein, wenn er nicht am kirchlichen Leben teilnimmt? Dazu ist zu sagen: Diese Menschen trauen der Kirche nur noch bei den Kasualien zu, dass ein kirchliches Ritual ihre Lebenserfahrungen deutet und in einen größeren Sinnzusammenhang stellt. Im normalen Gottesdienst der Gemeinde und im Gemeindeleben finden sie die erhoffte Unterstützung bei der Bewältigung ihres Lebens nicht (mehr). Deshalb nehmen sie folgerichtig am Gemeindeleben und am Gottesdienst nicht teil. Doch im Alltag pflegen sie trotzdem bewusst eine spirituelle Praxis - die sich allerdings kaum noch an den Normen und Inhalten der Kirche orientiert. Das sind - ohne alle Bewertungen - zunächst einmal die Fakten.

Und wie ist dieser Befund einzuschätzen?

Wenn wir die Erkenntnisse der Studie als etwas wirklich Neues ansehen, als ein innerkirchliches „Zeichen der Zeit“, das wir entziffern und lesen sollten, um als Kirche daraus zu lernen, dann zeigen sich drei Tatsachen, aus denen sich neue Fragen an die kirchliche Praxis ergeben: **7**

- Die „Kasualienfrommen“ sind ...
- 1. die Mehrheit der Kirchenglieder;**
 - 2. fromm;**
 - 3. unbekannt in der Kirche.**

Die erste Tatsache betrifft das **Kirchenverständnis**.

Die Mehrheit nutzt die Kirche anders, als die Kirche das wünscht: Sie will keine „lebendige Gemeinde“, sondern eine punktuelle „rituelle Lebensbegleitungs-Kirche“. Gibt es einen „dritten Weg“ zwischen der Verweigerung eines Sakramentes wegen mangelndem Glauben (Rigorismus) und der bedingungslosen Erfüllung von „Kundenwünschen“ (Laxismus)?

Die zweite Tatsache betrifft das **Glaubensverständnis**.

Der „Raum“, in den die „Kasualienfrommen“ durch die Taufe, Hochzeit oder Bestattung hineingeführt werden, ist nicht mehr die Kirche, sondern ihr eigenes Leben. Trotzdem bezeichnen sie sich selbstverständlich als „gläubige Christen“. Wie kommen aber diese Menschen gerade in ihrer Situation mit der lebendigen Botschaft des Evangeliums in Berührung?

Die dritte Tatsache betrifft die **Kommunikation**.

Wenn die Mehrheit der Mitglieder innerhalb einer Organisation unbekannt ist, stimmt etwas mit der Kommunikation nicht. Und auch umgekehrt spüren ja die „Kasualienfrommen“, dass sie die kirchliche Liturgie oder die Bibel (zu) wenig kennen, um den oft erwarteten Beitrag für die Gestaltung der Feier zu erbringen. Bisher haben viele Hauptamtliche in den Gesprächen vor einer Taufe oder Bestattung dieses heikle Thema „beredt beschwiegen“. Wie kann künftig die gegenseitige Fremdheit konstruktiv und wertschätzend besprochen werden?

Die Fragen fordern die Verantwortlichen in der Kirche zu einem offenen Lernprozess heraus, der zu einer veränderten Praxis führen wird. Er beginnt damit, das Neue in diesen Erfahrungen nicht mit alten Maßstäben zu beurteilen. Nur so kann es gelingen, in der neuen Situation wirklich **neue Perspektiven** zu gewinnen und sie so für die Entwicklung der Kirche fruchtbar zu machen.

4.3 Neue Perspektiven: Mitgliederorientierung und Evangelisation

Die Orientierung an den Mitgliedern bedeutet nicht, den kirchlichen Auftrag zur Evangelisierung einfach zu „vergessen“. Wohl aber soll diese Orientierung dazu führen, neue Perspektiven der Evangelisierung zu finden. Diese neuen Perspektiven entsprechen besonders den Herausforderungen, die in den Lebens- und Glaubenssituationen der „Fernstehenden“ und „Kasualienfrommen“ deutlich geworden sind.

Welche Perspektiven der Evangelisierung sollen also künftig das Handeln der Verantwortlichen im wertschätzenden Umgang mit „Fernstehenden“ leiten?

Die folgenden drei Perspektiven stehen nicht nebeneinander, sondern durchdringen sich gegenseitig. Sie sind geistliche Ausrichtungen, die Konsequenzen haben bis in den Bereich der Gemeinde- und Personalentwicklung.

Das wird im folgenden **5. Kapitel** (Brennpunkte und Beispiele) anschaulich.

Als geistliche Perspektiven gründen sie im christlichen Glauben, der davon ausgeht: Bevor wir unsere Aufgaben anpacken, ist es notwendig, dass wir uns auf denjenigen ausrichten, der uns mit seinen Gaben überreich beschenkt hat. Bevor wir unsere Verantwortung übernehmen, sollten wir uns bewusst machen: Gott selbst hat längst die Verantwortung übernommen für seine Welt, und auch für unser Leben. Das zeigt auch die im 2. Kapitel thematisierte Anfangsgeschichte aus der Apostelgeschichte. Es ist ja kein Zufall, dass sie nicht mit einer pastoralen Aktion beginnt. Petrus wird nicht als „Macher“ vorgestellt, sondern als Beter: er richtet sich dadurch ganz auf Gott aus. **Vor und in** aller menschlichen Aktivität wirkt Gottes Geist in der ganzen Geschichte: Er lässt Petrus so überraschend, aber durchaus „jesuanisch“ handeln; er öffnet und wandelt gleichzeitig das Herz des Kornelius.

Eine erste Perspektive: **Sich selbst auf Gott ausrichten.**

Die Grundfrage bei der Mitgliederorientierung lautet: Wie, wozu und wohin soll evangelisiert werden? Das Zweite Vatikanische Konzil betont: Die Kirche ist kein Selbstzweck, sondern hat eine Aufgabe im Dienst des Reiches Gottes. Im Blick auf das Kirchenverständnis der „Fernstehendem“ heißt das:



Das Ziel der Evangelisierung ist die Begegnung eines Menschen mit dem Geheimnis Gottes im eigenen Leben.

Evangelisierung bedeutet deshalb nicht, kirchendistanzierte Menschen in das bestehende Gemeindeleben „einzupassen“ oder ihre Frömmigkeit an die Werte und Normen der Gottesdienstgemeinde anzupassen.

Es geht vielmehr darum, dass die kirchlich Verantwortlichen **sich selbst** auf Gott ausrichten und von daher Orientierung bekommen, um „Fernstehende“ im Raum der Kirche mit dem Geheimnis des lebendigen Gottes in Berührung zu bringen.

Diese Orientierung an Gott bedeutet aber auch, dass Werte und Kultur einer Pfarrgemeinde „in Gottes Namen“ in Frage gestellt und verändert werden können - und sogar verändert werden **müssen**, wenn sie diesem Ziel der Evangelisierung widersprechen.

Die Ausrichtung auf Gott bewahrt davor, Evangelisierung als rein kirchenstrategische Maßnahme zur Rekrutierung neuer Mitglieder für den „pastoralen Gemeindebetrieb“ misszuverstehen.

Eine zweite Perspektive: **Jesus nachfolgen.**

Im Blick auf das Glaubensverständnis der „Fernstehenden“ ist nicht so sehr das Modell der „lebendigen Gemeinde“, sondern die pastorale Praxis Jesu als Orientierung bedeutsam:

- Jesus** pflegt eine „Pastoral en passant“ (im Vorübergehen);
- er** nimmt dabei Einzelne in ihrer konkreten Situation ernst;
- er** spricht ihnen die Botschaft der Königsherrschaft Gottes zu;
- er** vergegenwärtigt diese Königsherrschaft in sakramentalen Zeichen: Dämonenaustreibungen, Heilungen und Mahlfeiern.

Diese Pastoral zeichnet sich durch das große Vertrauen aus, dass sich die Königsherrschaft Gottes „von selbst“ (Markus 4,28) durchsetzen wird. **8**

Offensichtlich führt das Vertrauen bei Jesus

- zu einer großen Gelassenheit - und gleichzeitig
- zu einer großen Entschiedenheit:
 - (nur) das jetzt Mögliche zu tun,
 - (aber) es mit ganzer Hingabe zu tun.

Hier berühren wir ein Zentrum des christlichen Glaubens. Dieses Zentrum gerät schnell in Vergessenheit, wenn große und komplexe Veränderungen geplant werden, wenn bedrängende Situationen rasches und beherztes Handeln erfordern, oder wenn Menschen den Verantwortlichen vorwerfen, sich nicht genügend zu engagieren. Das Beispiel Jesu zeigt in aller Klarheit, dass selbstzufriedene Bequemlichkeit, ängstliches Abwarten oder bürokratische Distanz in der Seelsorge keinen Platz haben sollten. Trotzdem: Jesus hatte den Mut zum Fragment. Er war kein Perfektionist. Die entschiedene Gelassenheit und gelassene Entschiedenheit Jesu gründete offenbar in seinem Vertrauen, nicht alleine für alles verantwortlich zu sein. Das Vertrauen ermöglichte ihm, mit „brennender Geduld“ zu handeln, ohne auszubrennen. Die Orientierung an der Pastoral Jesu bewahrt deshalb gerade in der heutigen Situation der begrenzten personellen und finanziellen Mittel die Verantwortlichen vor heilloser Selbstüberforderung, blindem Aktionismus und zerstörerischen Allmachtsphantasien.

Eine dritte Perspektive: Dem Geist Gottes vertrauen.

Die Begegnung mit „Fernstehenden“ ist auch im Rahmen der Evangelisierung keine Einbahn-Kommunikation, in der nur kirchliche Dinge besprochen werden, aber die Lebenssituation der „unbekannten Mehrheit“ weiterhin unbesprochen bleibt. Im Gegenteil: Für das Gelingen der Evangelisierung ist wichtig, sich bewusst zu machen:

Das ganze Evangelium und alles, was es an Glauben in der Kirche hervorgebracht hat, ist für die Menschen da: Diesen Schatz gilt es weiterzugeben.

Das, was Menschen brauchen (um Leben annehmen, Welt gestalten und Zukunft wagen zu können), ist ganz im Evangelium enthalten: Es ist ein echtes „Lebensmittel“.

Das, was das Evangelium braucht, um ganz gegenwärtig werden zu können, ist bereits in den Menschen (in den Möglichkeiten ihres Denkens und Herzens) vorhanden. Jeder Mensch bringt dadurch auch Neues für das Evangelium, für sein Verständnis und seine Lebbarkeit.

So viel dürfen die Verantwortlichen von den „Fernstehenden“, denen sie begegnen, erwarten - und so viel dürfen umgekehrt die „Fernstehenden“ von den Verantwortlichen der Kirche erwarten. **9**

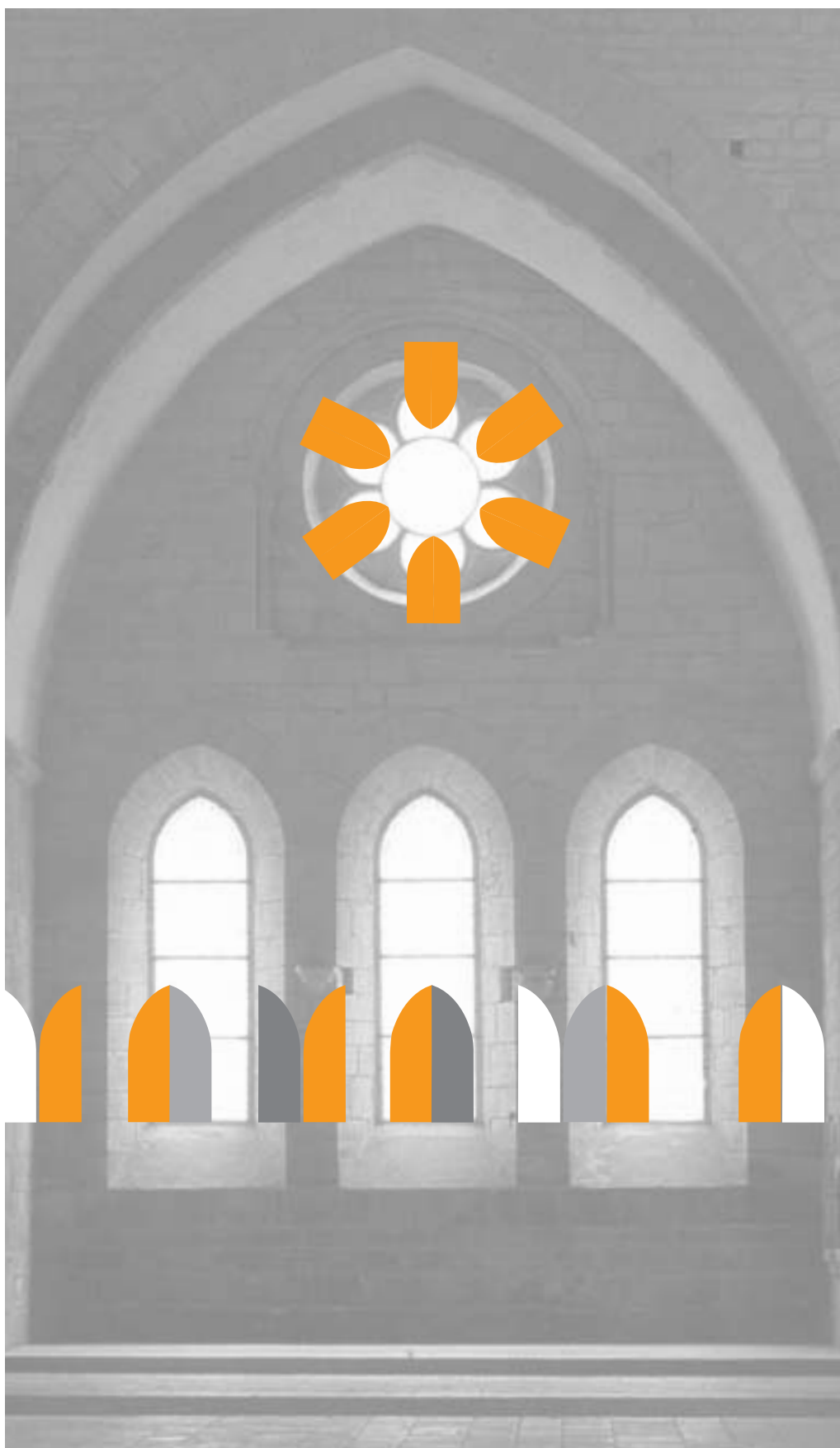
Wenn dieses Vertrauen das Handeln der Verantwortlichen in den Pfarrgemeinden und Seelsorgebereichen prägt und trägt, dann kann erfahrbar werden:

Der Raum der Kirche ist auch beim Thema „Evangelisierung“ kein Raum einer gnadenlosen Leistungs- und Zielorientierung, sondern ein Raum der Gnade, in dem Gottes lebendiger Geist wirkt. **10**

9 10

In Umformulierung von Gedanken, die Bischof Klaus Hemmerle im Blick auf die Jugend vorgelegt hat: Vgl. Klaus Hemmerle, Was fängt die Jugend mit der Kirche an? Was fängt die Kirche mit der Jugend an?, in: ders., Ausgewählte Schriften, Band 4, Freiburg i. Br. 1996, S. 329

Vgl. Ottmar Fuchs, Sakramententheologische Kriterien der Kasualpastoral, in: Först / Kügler, Die unbekannte Mehrheit, S. 115



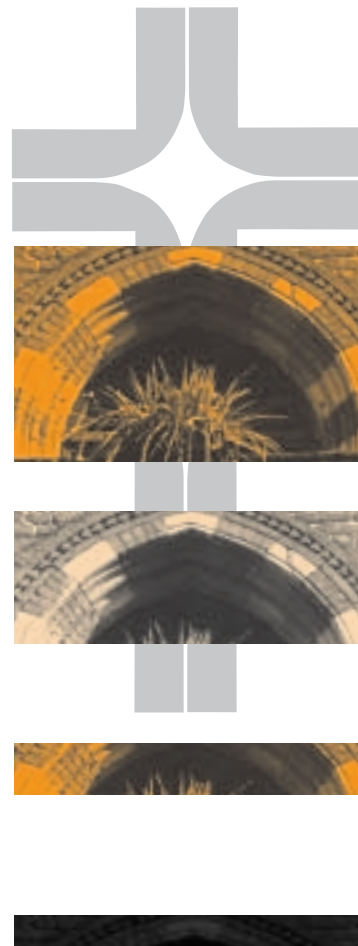
*Gott, du Hirte unserer Seelen!
Du kennst den Schlaf nicht:
Wache über deine Herde!
Heilige sie durch deine unsichtbare Gegenwart
und schütze sie vor den Schrecken der Nacht.*

*Festige, was schwach ist.
Richte auf, was zerbrochen ist.
Stärke, was matt ist. Stütze durch deine Treue,
erbaue in deiner Liebe,
reinige durch deine Reinheit,
erleuchte in deiner Weisheit,
bewahre in deinem Erbarmen.*

*Lass die Gläubigen wachsen
in der aufmerksamen Wachsamkeit,
in der Beständigkeit deiner Liebe,
in der Klarheit des Herzens,
in der Entschiedenheit ihrer Taten.*

*Gott, du bist freigiebig und voller Erbarmen:
Schließe niemanden
von deinen wunderbaren Verheißungen aus!
Begleite voller Güte alle Menschen,
die du zu deinen Töchtern und Söhnen angenommen hast,
und schenke ihnen Verzeihung und Heil.*

(Nach einem Text aus einem mittelalterlichen Messbuch)



Jetzt folgen **einige Beispiele**, wie Sie auf unterschiedlichen Feldern der Gemeindearbeit die Mitgliederorientierung umsetzen können. Natürlich sind diese Beispiele nur Anregungen; manche davon sind schon fast als Projektvorschläge ausgearbeitet, manche verstehen sich eher als Impulse, die Sie vor Ort - oder gemeinsam im Seelsorgebereich - präzisieren sollten.

Konkrete Tipps zur Umsetzung finden Sie anschließend im **6. Kapitel**.

5.1 „Sich etwas sagen lassen“: Produktive Rollen von Mitgliedern und Gästen in der Gemeindeentwicklung

Gerade in Zeiten des Umbruchs und der Neuorientierung ist es wichtig, das genaue Sehen zu lernen. Dieses Sehen beginnt mit der einfachen Frage: „Wer sind wir? Und wo stehen wir?“

Statistische Daten und „harte Fakten“ (wie Katholikenzahl, Haushaltsvolumen oder Gebäudebestand) sind wichtig. Doch sie sind nur ein Teil der Analyse. Denn die „weichen Daten“ einer Gemeinde sind genau so wesentlich: ihre Gemeindeskultur; ihre Geschichte mit prägenden Meilensteinen und Persönlichkeiten; ihre besonderen Eigenarten, Schätze und Kraftquellen. Viele Engagierte werden dazu Wesentliches beitragen. Doch sie können eines nicht: den „blinden Fleck“ auf ihrer eigenen Stirn erkennen.

Der „blinde Fleck“ hat viel mit den Bildern zu tun, die eine Gemeinde oft ganz unbewusst als Botschaften in ihre Umwelt (also in den Ort oder Stadtteil) hinaus sendet. Diese Botschaften müssen sich die Insider „zurückspiegeln“ lassen: „von außen“. Und diese Bilder können am besten solche Menschen den Insidern zeigen, die nicht zum „harten Kern“ der Engagierten oder der Gottesdienstgemeinde gehören.

Deshalb sind die „Selbstbilder“ der Engagierten durch die „Fremdbilder“ von außen zu ergänzen (und notfalls zu korrigieren), um die Frage „Wer sind wir und wo stehen wir?“ umfassend zu beantworten.



Nicht nur für die **Analyse** in der Pfarrgemeinde oder im Seelsorgebereich sind Fremdbilder und Fremdwahrnehmungen wesentlich. Auch im **Planungsprozess** für bestimmte Vorhaben oder in der **Konzeptentwicklung** sind sie eine unersetzliche Hilfe.

5.1



Lust zum Weiterlesen

Sehen, was ist:
Ermutigung zu Schritten der Analyse im Seelsorgebereich. Arbeitshilfen für die Gemeindepastoral Heft 2, hg. v. d. Hauptabteilung Seelsorge im Erzb. Ordinariat Bamberg, Bamberg 2008

Zwei Projekte werden als Anregung vorgestellt:

1. Wertschätzender Abend mit Gästen im Rahmen einer Gemeindeanalyse:

Der Pfarrgemeinderat stellt unter der Leitfrage „Wie sehen wir uns als katholische Pfarrgemeinde?“ Selbstaussagen in Thesenform zusammen. Diese Thesen erhalten ausgewählte Personen, die bereit sind, dazu Stellung zu nehmen (z.B. Kasualienfromme, Neuzugezogene, konfessionsverschiedene Ehepaare, KirchenvorsteherIn bzw. PfarrerIn der evang.-luth. Nachbargemeinde ...).

Diese (**höchstens fünf oder sechs**) **Personen** werden zu einem Abend in den Pfarrgemeinderat eingeladen, der weniger Sitzungs- und mehr Gesprächscharakter hat (Schmuck auf den Tischen; Getränke und Knabberzeug). Der Abend kann womöglich von einer ausgebildeten Moderatorin oder einem Moderator geleitet werden. (Die Kontaktadresse finden Sie im **7. Kapitel**.)

Nach kurzer (!) **Vorstellungsrunde** haben die Gäste das Wort: Sie nehmen sehr persönlich zu den Thesen Stellung und erzählen, wie sie die Gemeinde „von außen“ erleben. In einer zweiten Runde (falls noch Zeit bleibt) können die Gäste ihre Erwartungen und Wünsche an die Gemeinde formulieren.

Die Statements der Gäste werden **protokolliert**.

Die Pfarrgemeinderäte haben die Aufgabe, **wertschätzend zuzuhören**. Sie können Verständnisfragen stellen, aber es gibt keine Diskussion. Niemand muss sich rechtfertigen oder verteidigen. Denn hier kommen zwei Sichtweisen zusammen, die bei aller Unterschiedlichkeit beide ihre Berechtigung haben: „Innensicht“ und „Außensicht(en)“.

Der Abend schließt mit einem geistlichen Impuls und einem **Ausblick** auf die weiteren Schritte im Prozess; die Gäste erhalten als Dank ein kleines **symbolisches Geschenk**.

In der folgenden Sitzung **wertet** der Pfarrgemeinderat die „Außensichten“ aus. Er entscheidet über Ergänzungen und Korrekturen des „Gemeindebildes“ und gegebenenfalls über erste Maßnahmen, die sich aus den Statements der Gäste ergeben.

Die Gäste werden über solche Maßnahmen **schriftlich informiert** und - wenn es sich ergibt - zu einem **„Nachtreffen“** eingeladen.

2. Gespräche mit Personen in gesellschaftlichen Schlüsselpositionen im Rahmen einer Konzeptentwicklung:

Gemeinden haben oft noch zu wenig gelernt, die berufliche Situation und gesellschaftliche Position ihrer Gemeindeglieder im guten Sinn zu nutzen. Das folgende Beispiel **11** zeigt, wie gewinnbringend eine solche Orientierung sein kann:

Im Rahmen einer Konzeptentwicklung entscheidet der Seelsorgebereichsrat, welche Personen in gesellschaftlichen Schlüsselpositionen befragt werden sollen. Diese Personen werden genau informiert (Projektrahmen, Ablauf und Fragen der Interviews zur Vorbereitung...) und um ihre Mitarbeit gebeten.

Solche Personen können sein: Bürgermeister, Landrat, Sozialreferent, Personalchef und Betriebsratsvorsitzende eines großen ortsansässigen Unternehmens, Theater-Intendant, Kulturreferent, Streetworker, Polizeipräsident, Schulrektor, Wirtschaftsreferent, Krankenhausdirektor ...

Die teilnehmenden Personen werden an ihrem Arbeitsplatz von geschulten Gemeindegliedern interviewt. Die Interviews werden schriftlich dokumentiert.

Jedes **Interview** beginnt mit der Vorstellung der Person

(Funktion; „Was beschäftigt Sie besonders?“).

Dann folgt eine Frage zur Einschätzung der gesellschaftlichen Situation

(„Welche Trends beobachten Sie? Welche Herausforderungen sehen Sie?“)

und eine Frage zu den Perspektiven und Entwicklungen aus Sicht der eigenen Position

(„Wo sehen Sie unseren Ort in fünf Jahren?“).

Erst danach kommen Kirche und Gemeinde ins Spiel

(„Wie sehen Sie unseren Seelsorgebereich? Was fällt Ihnen auf?

Welche Wünsche haben Sie an die Kirche?“).

Zuletzt werden gemeinsame Zukunftsperspektiven thematisiert

(„Wo sehen Sie Kirche / Gemeinde als Bündnispartner?

Wo wünschen Sie sich Unterstützung durch die Gemeinde,

wo könnten Sie die Gemeinde unterstützen?“).

Die Frage nach weiteren Kontakten

(„Was ist Ihr Wunsch?“) und dem weiteren Fortgang sowie ein Dank

(mit Erinnerungssymbol) schließen das Interview ab.

Die Antworten aus den Interviews können unter den Stichworten „Wahrnehmungen, Ansichten (Meinungen) und Anregungen“ zusammengefasst werden.

Der Seelsorgebereichsrat wertet die Antworten aus, diskutiert,

wo er Handlungsbedarf sieht, und beschließt geeignete Maßnahmen.

11

Dieser Vorschlag ist inspiriert durch die guten Erfahrungen des Projektteams „Kirche in der Stadt“ im Rahmen des Projekts „Lebensraumorientierte Seelsorge in Mainz“. Wir danken Jürgen Nikolay für die Informationen. Zum Gesamtprojekt auch: Michael N. Ebertz, Ottmar Fuchs, Dorothea Sattler (Hrsg.), Lernen, wo die Menschen sind. Wege lebensraumorientierter Seelsorge, Mainz 2005

5.2

5.2 „Auf welchen Bühnen spielen wir?“ Orte der Pastoral

In Zeiten, in denen es noch keine Pfarrheime und Gemeindezentren gab, trafen sich die Gläubigen manchmal zu Veranstaltungen im örtlichen Gasthaus. Diese Tradition wurde mancherorts wieder aufgenommen, als es um die Bildung der Seelsorgebereiche im Erzbistum ging: die Pfarrsäle waren zu klein, oder man wollte sich „auf neutralem Boden“ treffen.

Eine solche Praxis ist künftig nicht nur als Verlegenheitslösung interessant. Die Frage, wo und in welchem Rahmen kirchliche Veranstaltungen stattfinden, hängt gerade mit der Mitgliederorientierung ganz eng zusammen.

Ein Cityseelsorger weiß: „Fernstehende“ haben oft eine Schwellenangst vor kirchlichen Räumen. Deshalb trifft er sich vor bestimmten Veranstaltungen mit Menschen auf der Straße, bevor sie dann gemeinsam einen kirchlichen oder oft auch nichtkirchlichen Raum aufsuchen.

Ein Pfarrer erzählt: Seit mehreren Jahren reserviert er sich jeden Mittwochvormittag eineinhalb Stunden, um auf dem Wochenmarkt präsent zu sein. Er kauft dort ein, ist aber auch für Passanten ansprechbar und kann selbst mit Menschen sprechen, denen er sonst nicht begegnet wäre. Und er macht die Erfahrung: Dort sind andere Gespräche möglich als in seinem Amtszimmer.

Eine katholische Pfarrgemeinde plant eine Veranstaltungsreihe zum Thema „Perspektiven für junge Familien“ zusammen mit den örtlichen Kulturläden. Die meisten Abende finden nicht im Pfarrsaal statt, sondern in kommunalen Räumen. Dort kommen die kirchlichen ReferentInnen mit anderen Menschen als den Mitgliedern der Kerngemeinde in Kontakt.

Eine Bildungsreferentin berichtet von zwei identischen und gleich beworbenen Gastvorträgen in den neuen Bundesländern: Zum ersten Vortrag kamen etwa 150 Personen (davon je ein Drittel katholisch, evangelisch und nichtkirchlich), zum zweiten elf Katholiken. Der erste Abend fand in der Stadtbibliothek statt, der zweite im Katholischen Bildungswerk.

Eine katholische Pfarrgemeinde veranstaltet einen spirituellen Adventsabend zum Thema „Geburt“ in der Frauenklinik und erlebt ein großes Entgegenkommen der Klinikleitung bei der Vorbereitung und Durchführung der Veranstaltung - bis dahin, dass der Öffentlichkeitsreferent des Klinikums die Veranstaltung als Kooperationsprojekt auf die Homepage des Klinikums übernimmt.

Diese Beispiele wollen Mut machen, künftig mehr als vielleicht bisher **das Umfeld der Pfarrgemeinden in den Blick** zu nehmen und sich in der Seelsorge und bei der Planung von Veranstaltungen zu fragen:

Welche Orte sind bedeutsam für die Menschen?

Wie kann „die Kirche“ an diesen Orten zumindest hin und wieder präsent sein?

Welche (ökumenischen und / oder nichtkirchlichen) Kooperationspartner gibt es für ein bestimmtes Projekt?

Welche profanen, öffentlichen Räume sind für ein bestimmtes Thema besonders angemessen?

Wie kann die Kirche denen entgegenkommen, die - aus welchen Gründen auch immer - „Schwellenangst“ beim Betreten eines kirchlichen Gebäudes haben?

Welche Milieus sollen mit einem bestimmten Projekt erreicht werden und in welchen Räumen fühlen sich Menschen aus diesen Milieus wohl? (Sind dafür Gemeinderäume geeignet?)

Für die Präsenz der Kirchen im öffentlichen Raum gilt eine schlichte Regel:

Klarheit, Verlässlichkeit und Transparenz.

Wenn beispielsweise eine Pfarrgemeinde auf einem Weihnachtsmarkt mit einem spirituellen Impuls präsent sein möchte, wird sie weniger erreichen, wenn der Impuls montags um 17.00 Uhr stattfindet, dienstags dagegen erst um 18.30 Uhr, mittwochs und donnerstags gar nicht, und freitags schon um 16.00 Uhr (nicht aber am ersten und letzten Markt-Freitag). Statt dessen wäre die beste Lösung: Jeden Tag um eine bestimmte, gleich bleibende Uhrzeit setzt die Kirche einen Impuls. Das können sich die Leute merken, und auf diese Weise kann sich ein Angebot herumsprechen. Wie immer ist ein solches Projekt ein Frage der Priorität:

Wie **wichtig** ist uns dieses Vorhaben?

Welche **Ressourcen** haben wir?

Was **stellen wir zurück**, um Kräfte zu bündeln?

Gerade auf diesem Feld ist die Struktur der neuen **Seelsorgebereiche** hilfreich. Denn der „größere Raum“ kann die einzelnen Pfarrgemeinden davor bewahren, sich „in den eigenen Räumen“ zu verkapseln - im tatsächlichen, aber auch im übertragenen Sinn. Wer sich fragt, auf welchen „Bühnen“ die Kirche spielen kann und soll, wird über den eigenen Kirchturm hinausschauen müssen!



5.3

5.3 „Neu zugezogen“: Die Begrüßung in der Pfarrei 12

Der Umzug ist eine besonders kritische Situation im Leben der Kirchenmitglieder: Viele nehmen ihn zum Anlass, um am neuen Wohnort aus der Kirche auszutreten. Ein Zuzug ist aber in jedem Fall eine gute Gelegenheit für eine Pfarrgemeinde, mit ihren neuen Mitgliedern in Kontakt zu kommen. Kirchlich Engagierte erwarten oft eine Begrüßung durch die neue Gemeinde; Distanzierte sind positiv überrascht, wenn „die Kirche“ sie wahrnimmt; nicht wenige haben dadurch eine neue Verbindung zur Gemeinde geknüpft.

Oft werden neu Zugezogene mit großem persönlichen Aufwand, aber eher sporadisch und ohne Konzept besucht. Und meistens nehmen die Verantwortlichen diese Aufgabe lediglich als eine unter vielen wahr. Dann ist es allerdings nicht verwunderlich, wenn Enttäuschungen und relativ geringe Erfolge überwiegen.

Mit dem folgenden Projekt sollen solche Erfahrungen vermieden werden. Es geht davon aus, dass diese Aufgabe mit hoher Priorität und klarem Konzept durchgeführt werden sollte. Zu Beginn steht die Vision, die Kirche näher zu den Menschen zu bringen. Diese große Vision lässt sich in drei konkretere Ziele fassen:

1. „Wir wollen offen sein für Neue“;
2. „Wir wollen der Gemeinde ein Gesicht geben“;
3. „Wir wollen (gegenseitig und aneinander) Interesse vermitteln“.

Um diese Ziele zu erreichen, hat die Gemeinde **sechs Qualitäts-Standards** zu erfüllen. Diese folgenden Standards intensivieren den Kontakt zum neuen Gemeindeglied Schritt für Schritt. Allerdings ist Freiwilligkeit oberste Priorität: das neue Gemeindeglied kann jederzeit „aussteigen“ und einen weiter gehenden Kontakt ablehnen.

Das neue Gemeindeglied erhält innerhalb von drei Monaten (nach Bekanntwerden des Zuzugs) ein persönliches **Begrüßungsschreiben**. Innerhalb von drei Monaten hat das neue Gemeindeglied Kenntnis über die **aktuellen Angebote** der Gemeinde.

Der zuständige **Pfarrer** oder Hauptamtliche ist für das neue Gemeindeglied persönlich **erreichbar**.

Das neue Gemeindeglied - das dies wünscht - wird innerhalb von drei Monaten **besucht**.

Das neue Gemeindeglied wird innerhalb eines Jahres (gemeinsam mit anderen) zu einem **Willkommenstreffen** eingeladen.

Das neue Gemeindeglied erhält innerhalb von sechs Monaten die Möglichkeit, sich selbst aktiv ins Gemeindeleben **einzubringen**.

Diesen Standards müssen jeweils vor Ort konkrete Maßnahmen zugeordnet werden, die sicherstellen, dass die Standards nicht freundliche Absichtserklärungen bleiben. Beispielsweise ist bei den ersten beiden Standards zu klären:

Wer schreibt den Begrüßungsbrief?

Wer unterschreibt ihn?

Wer ist für Adressauswertung der Neuzugezogenen, Adressierung und Versand (oder das Austragen) der Briefe zuständig?

Welche aktuelle (!) Publikation der Pfarrgemeinde wird den Briefen beigelegt?

Notwendig ist die immer wiederkehrende Prüfung, ob die Standards erreicht werden. Wenn sie nicht erreicht werden, ist zu klären, wo die Ursachen liegen: Müssen die Maßnahmen verändert werden? Oder sind die Standards unrealistisch? Ein solches Projekt erfordert auf jeden Fall verbindliche Schritte in der Gemeinde: Es wird mit Priorität und den entsprechenden Rahmenbedingungen (Verantwortlichkeit, Zeit und Entlastung, Finanzen, Dauer der Erprobung) beschlossen und veröffentlicht, gezielt durchgeführt und intensiv ausgewertet. Als Schwerpunkt kann es nicht zur bisherigen Arbeit der Haupt- und Ehrenamtlichen dazukommen: dafür müssen andere Arbeiten zurückgestuft oder ganz fallengelassen werden. Nur so sind dafür genügend Energie und Zeit zu bündeln.

5.4 „Der erste Eindruck“: Räume und Menschen

Ähnlich wie eine Ouvertüre tragen Anfangssituationen bereits vieles in sich, was sich erst später entfalten wird. Unterschiedlichste Institutionen verwenden deshalb viel Aufmerksamkeit auf den ersten Eindruck: Gelingt es, Menschen so zu empfangen, anzusprechen und zu verlocken, dass sie die unsichtbare Schwelle gerne überschreiten?

Gerade „Fernstehende“ haben eine untrügliche Witterung für Atmosphärisches, und sie erleben die ersten Zeichen mit offenen Sinnen. Immer wieder führen solche scheinbar oberflächlichen und nebensächlichen Eindrücke direkt ins Zentrum: Wie sich eine Gemeinde an ihren „Eingangstüren“ präsentiert, so ist sie tatsächlich. Wer Menschen einlädt, sollte die Wirkung dieser stummen Botschaften nicht gering schätzen. Sie sind genau so wie Pfarrbrief oder Predigt eine Form der Kommunikation; sie können Konzepte scheitern lassen - oder wirkungsvoll unterstützen.

Die Gestaltung der Eingangsräume im tatsächlichen und übertragenen Sinn ist eine wichtige Aufgabe der Gemeindeleitung. Pfarrer und Hauptamtliche, Pfarrgemeinderat und Kirchenverwaltung können deshalb gemeinsam prüfen:

5.4



Wie werden an den Schwellen der Gemeinde (im Pfarramt oder im Pfarrzentrum, in der Kirche oder im Jugendheim, in der Sozialstation oder im Kindergarten) Menschen empfangen?

Welche organisatorischen, baulichen oder personellen Verbesserungen sind für einen guten Empfang notwendig?

Die Entscheidung, die eigene Pfarrgemeinde auf diese Weise zu entwickeln, wurzelt im Glauben. Denn der Glaube wirkt sich darauf aus, wie „die Kirche“ Menschen auf der Schwelle begegnet: Nicht nur in Personen, sondern auch in Strukturen und in der „Organisationskultur“ konkretisiert sich das Evangelium.



„Die Schwellen zur Gemeinde“:

Die Gebäude jeder Pfarrgemeinde sind im Stadtteil eingebettet in ein bestimmtes Umfeld. Die Lage und Außenansicht der Gebäude, die Außenflächen und Informationsträger (wie beispielsweise der Schaukasten) sind erste Zeichen, die eine Gemeinde in ihr Umfeld aussendet. Es lohnt sich, in einem Rundgang die eigenen Gebäude von außen und innen „mit dem Blick eines Fremden“, aber wertschätzend zu betrachten oder Fremde dazu einzuladen und sie zu fragen:

Welche Bilder zeigen wir?

Welche Signale senden wir?

Welche guten Ansätze können wir stärken?

Welche negativen Botschaften sollten wir korrigieren?

Welche Kommunikation können wir verbessern?

Eine solche „wertschätzende Erkundung“ kann in einem ersten Schritt die architektonischen Räume der Pfarrgemeinde in den Blick nehmen, in einem zweiten Schritt aber auch wichtige Personen in der Gemeinde (Sekretärin, Hausmeister, Mesnerin, Kindergartenleiterin, Organist ...) an ihrem Arbeitsplatz befragen. Diese Aktion kann im Rahmen einer ausführlichen Gemeindeanalyse stattfinden. Sie ist aber auch als einzelnes Projekt sinnvoll. In jedem Fall kann sie eine strukturelle Gemeindeentwicklung einleiten. Damit die Erkenntnisse nicht verloren gehen, sollten sie sorgfältig dokumentiert werden.

Aus den Beobachtungen lassen sich Ziele und Maßnahmen ableiten. Kirchenverwaltung und Pfarrgemeinderat haben die Aufgabe, Beschlüsse zur Umsetzung zu fassen („Wer macht was mit wem bis wann?“) und die Umsetzung zu kontrollieren („Ist die Umsetzung erfolgt? Wenn ja: mit welchem Erfolg? Wenn nein: was hat die Umsetzung verhindert oder verzögert? Welche neuen Schritte ergeben sich daraus?“).



Lust zum Weiterlesen

Zum Thema
„Wertschätzende
Erkundung“:
Armin Felten /
Bernhard Petri,
Gut geführt.
Personalentwicklung
und Personalführung
in der Kirche,
Hannover 2002,
S. 25-34 (dort weitere
Literatur zum Thema).



„Schwellenraum Pfarrbüro“:

Jedes Pfarrbüro repräsentiert schon als Raum die „Institution Kirche“ und deren kulturelle Werte. Es könnte sich selbstbewusst als „Service-Stelle für Gemeindeglieder und Gäste“ profilieren und präsentieren. Man muss sich nur vergegenwärtigen, wann man sich selbst in einem Büro wohl und willkommen fühlt:



Der Zugang ist leicht zu finden (auch durch eine klare Beschilderung), einladend gestaltet und barrierefrei (für Kinderwagen und Rollstuhl, aber auch für Behinderte und ältere Menschen);

Die Atmosphäre ist nicht „bürokratisch kalt“, sondern einladend freundlich, zeitgenössisch und schlicht (nicht ärmlich-heruntergekommen, aber auch nicht aufdringlich-protzig);

Es gibt genügend Raum für zwei Sitzgelegenheiten für Gäste vor dem Schreibtisch der Sekretärin und/oder einen „Extratisch“ für Besprechungen;

Dezenter, aber schöner (frischer Blumen-)Schmuck; im Advent oder in der Osterzeit eine brennende Kerze ..

Aktuelle Materialien liegen offen zum Mitnehmen bereit (kirchlich-gemeindliche, ökumenische und nichtkirchliche Informationen, Hilfsangebote, Kulturtipps ...);

Zeichen der Aufmerksamkeit für Kinder sind vorhanden (Spielecke; Lutscher oder Bonbons zum Mitgeben).

Dadurch erleben gerade Fernstehende ein neues Bild nicht nur eines einzelnen Pfarramtes, sondern der Institution Kirche!

„Schwellenraum Pfarrsaal“:

Ein Bildungsabend oder ein Treffen der Kommunioneltern gelingt leichter, wenn bereits der Raum eine angenehme Atmosphäre für die Ankommenden ausstrahlt:

Der Raum ist sorgsam gepflegt und im Winter gut geheizt.

Genügend Stühle sind schon rechtzeitig vorher gestellt (lieber etwas zu viel als zu wenig).

Der Jahreszeit entsprechender (frischer Blumen-)Schmuck prägt den Raum.

Am Schwarzen Brett oder auf dem Flipchart vor dem Saal steht ein freundliches „Herzlich willkommen!“

Am Eingang findet man einen Wagen mit Getränken, etwas zum Knabbern und den Hinweis „Bitte bedienen Sie sich!“

Vielleicht läuft leise Musik im Hintergrund, um bei den ersten Gästen die peinlich lastende Stille zu mildern.

Solche und ähnliche Gestaltungselemente ergeben eine wirkungsvolle Visitenkarte einer gastfreundlichen Gemeinde.

„Schwellenhüterinnen und Schwellenhüter“:

Die schönsten Räume und die besten Programme helfen nichts, wenn die zuständigen Menschen am Empfang nicht einladend wirken. „SchwellenhüterInnen“ haben in christlichen Gemeinden eine wichtige Aufgabe. Aber oft sind sie sich dieser Aufgabe nicht bewusst oder werden darauf nicht vorbereitet.

Eine **Pfarrsekretärin** sollte es zunächst einmal grundsätzlich positiv sehen, wenn Getaufte einen Service der Kirche in Anspruch nehmen wollen. Gerade für sichtlich „kirchenungeübte“ Menschen nimmt sie sich Zeit und zeigt echtes Interesse an der Klärung von Fragen, die vielleicht zögernd und langatmig, vielleicht fordernd und aggressiv vorgetragen werden. Im Gespräch setzt sie kein „Insiderwissen“ voraus, sondern geht behutsam auf den Informationsstand und das Problembewusstsein ihres Gegenübers ein. Kompetent klärt sie auftretende Schwierigkeiten und gibt klare Informationen. Am Ende eines Gesprächs fasst sie die weiteren Schritte zusammen und vereinbart, wer den nächsten Kontakt aufnimmt.

Ein **Hausmeister**, dessen einziges Ziel die Sauberkeit des Pfarrzentrums ist, wird Jugendlichen anders gegenüberreten als einer, der weiß, dass Jugendliche zwar immer wieder den Fußboden schmutzig machen, aber trotz allem in den Gemeinderäumen einen unkündbaren Platz haben und willkommen sind.

MesnerIn, Kindergartenpersonal, Angestellte einer Sozialstation und andere **Ehrenamtliche** stehen ebenfalls oft „auf der Schwelle“ und geben durch ihr Verhalten und ihr Engagement ein erstes Bild der Pfarrgemeinde.

Diese und ähnliche Beispiele zeigen, dass die Entwicklung der Gemeindestrukturen immer durch eine gezielte Personalentwicklung unterstützt werden sollte. Erst dann können sich Klima und Kultur in der Pfarrgemeinde nachhaltig verändern.

5.5 Wie unser Glaube aussieht: Ästhetik und Ausstrahlung der Liturgie 13

Evangelisierung geschieht nicht nur durch Personen oder Worte. Das Gesamt (Raum, Gesten, Gewänder, Geräte, Zeichen, Klänge, Bilder) entscheidet darüber, ob die Frohe Botschaft „ankommt“. In einer Gesellschaft, die ästhetischen Fragen größte Bedeutung beimisst, ist es besonders wichtig, welche Ästhetik und Ausstrahlung Menschen spüren, wenn sie mit der Kirche in Berührung kommen. Denn das gesellschaftliche Ansehen der Kirche hängt auch an ihrem Aussehen. Diese „Glaubensästhetik“ hat zwei Seiten:

Was sehen die anderen, wenn sie auf uns schauen, von außen?

Was sehen die Gläubigen (von) innen?

Da viele „Fernstehende“ mit der Liturgie wenig Übung haben, erleben auch sie die „Glaubensästhetik“ eher „von außen“. Vieles, was „Insider“ einfach hinnehmen, weil sie sich längst daran gewöhnt haben (dass der Schriftenstand unaufgeräumt ist; dass neben dem Beichtstuhl ein Kehrbesen steht; dass die Albe des Pfarrers immer zu kurz ist ...), fällt ihnen auf. Mitgliederorientierung heißt auch, dass gerade diese „Außensichten“ ernst genommen werden.

Grundsätze:

Ganz gleich, ob eine Liturgie in alten oder modernen Räumen stattfindet, ob sie schlicht oder feierlich gestaltet ist und zu welchem Anlass sie gefeiert wird, gelten einige Grundsätze:

Schlamperei ist nicht christlich!

Es ist gar nicht sinnvoll, in der Liturgie mit perfekten Medien-Inszenierungen zu konkurrieren. Wohl aber können Verantwortliche in den Gemeinden von der sorgfältigen Vorbereitung und Gestaltung solcher Sendungen lernen - und sich dadurch herausfordern lassen. Fernstehende beurteilen eine kirchliche Liturgie vor allem danach, ob sie „gottvoll und erlebnisstark“ ist. Dazu gehört, dass es die Verantwortlichen ernst meinen mit dem, was sie tun und sagen. Schlamperei in der Vorbereitung und Gestaltung der Feier empfinden sie zu Recht als eine Respektlosigkeit. Ein Schauspieler hat einmal gesagt: „Wir Schauspieler haben mit dem Menschlichen zu tun. Ihr aber behauptet, dass Ihr mit dem Höchsten, ja mit Gott zu tun habt. Wie könnt Ihr da oft so unprofessionell und schlampig agieren?“



Ärmlichkeit ist nicht biblisch!

Manchmal wird die biblische und jesuanische Einfachheit mit Ärmlichkeit verwechselt. Dabei ist es ein himmelweiter Unterschied, ob liturgische Geräte einfach gestaltet sind oder ob sie ärmlich daherkommen. In einem der reichsten Länder der Welt können die Verantwortlichen von den armen Kirchen lernen: Dort ist oft das Beste und Kostbarste gerade gut genug für die Liturgie. Ärmlichkeit dagegen signalisiert: „Uns ist das alles nicht so wichtig“. Auch bei uns haben gerade ärmere Menschen eine wache Sensibilität dafür. Eine Caritas-Mitarbeiterin antwortete auf die Kritik an einem angeblich „protzigen“ Neubau für den Caritasverband: „Wollen Sie denn nicht, dass arme und bedrängte Menschen wenigstens hier ein wertschätzendes Ambiente finden, das sie auch architektonisch und gestalterisch in ihrer Menschenwürde achtet und stärkt?“

Kitsch ist nicht fromm!

Weil das Christentum eine Botschaft mit Wahrheitsanspruch ist, sollte jeder Kitsch vermieden werden. Denn Kitsch lügt, weil er Gefühle vorgaukelt, die nicht echt sind. Eine heute geschnitzte „barocke“ Marienstatue ist in der Kirche Kitsch; ebenso ein „gotisches“ Rauchfass aus dem Jahr 2003. Der Glaube ist nicht „von gestern“, sondern war schon immer von heute und ist brandaktuell! Die zweifellos notwendige Sensibilität im Gespräch mit den Menschen, denen solche traditionell scheinenden Produkte ans Herz gewachsen sind, sollte immer berücksichtigen, dass andere Menschen gerade durch eine solche kirchliche Ästhetik abgeschreckt und vertrieben werden. Wie sensibel reagieren die Verantwortlichen auf solche „fernstehenden“ (oder besser: fern gehaltenen) Gemeindemitglieder und deren ästhetische Vorstellungen und Wünsche?

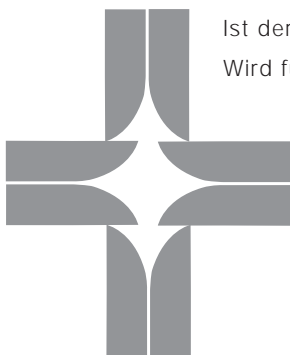
Ernstfall Bestattung:

Vermutlich die meisten kirchendistanzierten Menschen kommen bei der Bestattung mit der kirchlichen Liturgie in Berührung: Die Pietät gebietet es immer noch, dass auch völlig Distanzierte und Ausgetretene am kirchlichen Ritual teilnehmen. Gerade diese Menschen verstehen oft die Rituale und Worte der Verkündigung nicht mehr ohne weiteres. Um so aufmerksamer werden sie die Zeichen der „Glaubensästhetik“ entziffern:

Sind die MinistrantInnen sorgfältig gekleidet?

Ist der Weihwasserkessel ästhetisch schön, geputzt und sauber?

Wird für das Besprengen mit Weihwasser ein Gerät verwendet, das keine unguuten Assoziationen (z.B. „Klobürste“) hervorruft: beispielsweise ein frisch gebundener immergrüner Zweig?



Ist beim Weihrauch sofort zu riechen: Der tote Mensch,
der ja „Tempel Gottes“ war, wird mit einem erlesenen Duft geehrt?
Spiegelt das Vortragekreuz die Würde und Schönheit wider,
die das Konzil von liturgischen Geräten verlangt?
Kann sich an der Gestaltung dieses Kreuzes der Funke
der österlichen Hoffnung entzünden?
Spielen die mitwirkenden Musiker so professionell und mit Hingabe,
dass spürbar wird: Hier wird ein zu Herzen gehender,
einzigartiger Abschied gefeiert?

Selbst wer sich wenig oder gar nichts von der Verkündigung merken kann,
wird ein Bild dieser Feier mitnehmen. Ziel der Gestaltung wäre es, dieses
„glaubensästhetische Bild“ so zu komponieren, dass Menschen positiv im
Herzen angerührt werden. Im Fall einer Bestattung könnte das bedeuten,
dass Menschen spüren: Hier wird Abschied gefeiert von einem Verstorbenen,
der trotz Schuld und Versagen, trotz Krankheiten und Brüchen in **Gottes** Augen
kostbar, einzigartig und voller göttlicher Lebenskraft war.

5.6 „Im Dienst an den Menschen“: Diakonische Pastoral

Wer die Gemeindefarbeit konsequent an den Mitgliedern orientiert und gleichzeitig
den Auftrag zur Evangelisierung in Wort und Tat im Blick hat, wird überrascht sein,
in wie vielen Arbeitsfeldern die diakonische Dimension des kirchlichen Handelns
zu entdecken ist. Einige Beispiele seien im Folgenden als Anregungen genannt.
Gerade hier ist es entscheidend, den Lebensraum in der Pfarrgemeinde, aber
auch im Seelsorgebereich oder Dekanat aufmerksam in den Blick zu nehmen,
um die besonderen Herausforderungen erkennen zu können, die sich ganz konkret
vor Ort stellen.

Die Erreichbarkeit eines Seelsorgers im Notfall

Heutzutage kennen nicht nur Ärzte und Apotheken, sondern längst auch
Bestattungsunternehmen, Beratungs- und Hilfseinrichtungen oder Ingenieure
einen Bereitschaftsdienst in Notfällen. Deshalb erwarten Gemeindefmitglieder
völlig zu Recht, dass sie in einem persönlichen Notfall unkompliziert und schnell
eine Seelsorgerin oder einen Seelsorger erreichen können, der ihnen sofort,
unbürokratisch und kompetent zur Verfügung steht.

Es darf deshalb nicht (mehr) vorkommen,

dass eine Pfarrsekretärin an einem gewöhnlichen Montag für eine dringend gewünschte Krankensalbung keinen Pfarrer erreicht, weil traditionell alle Pfarrer im Dekanat am Montag ihren „freien Tag“ nehmen;

dass eine junge Frau und Mutter, deren Mann völlig überraschend in der Nacht verstorben ist, sich am Sonntagmittag und -nachmittag hilflos von Pfarramt zu Pfarramt „durchtelefoniert“ und immer nur höchstens den Anrufbeantworter erreicht, aber keinen Seelsorger, der bereit wäre, sofort zu einem Gespräch zu ihr in die Wohnung zu kommen.

Für alle dringenden seelsorglichen oder sakramentalen (Not-)Fälle an Wochenenden oder nachts ist es heute ohne weiteres möglich, auf Seelsorgebereichs- oder Dekanatssebene ein „Notfallhandy“ einzurichten. Alle SeelsorgerInnen im Einzugsbereich haben dieses Handy abwechselnd nur für eine bestimmte Zeit, so dass die Belastung zumutbar ist, weil niemand ununterbrochen in Bereitschaft sein muss.

Der geöffnete Kirchenraum - Ort der Kontemplation

Nicht wenige „Fernstehende“, die zwar nicht an der Liturgie teilnehmen, schätzen dennoch den Kirchenraum als einen Ort der Ruhe, in dem sie aufatmen und Kraft schöpfen, für geliebte Menschen in Not beten oder sich an Verstorbene erinnern können. Es lohnt sich deshalb, den Kirchenraum so zu gestalten, dass er nicht nur der Liturgie der Gemeinde dient, sondern auch die vielfältigen Formen privater „Andacht“ ermöglicht und fördert. Kirchen sollten deshalb nur im äußersten Notfall geschlossen sein. In einer Gesellschaft, in der immer mehr öffentliche Räume mit Konsum und Leistung verbunden sind, kann der Kirchenraum zu einem radikal „anderen Ort“ werden, an dem niemand etwas kaufen muss, in dem nicht die Leistung zählt, und wo jeder Mensch vorbehaltlos willkommen ist.

Das gesellschaftliche „Luxusgut Kontemplation“ (so der Trendforscher Matthias Horx) sollten nicht nur Klöster und Exerzitienhäuser, sondern auch Pfarrgemeinden hüten und pflegen. Es gibt inzwischen ermutigende Projekte, die zeigen, dass selbst traditionelle Formen wie die „Ewige Anbetung“ großen Anklang weit über die „Kerngemeinde“ hinaus finden. Entscheidend ist die Gestaltung: wenn Menschen spüren können, dass dieses Angebot sie in ihrem eigenen Leben unterstützt und fördert, dann sind sie offen und interessiert.

Hier gilt es, künftig nicht vorschnell kirchliche Traditionen über Bord zu werfen, sondern mit Einfühlungsvermögen, aber auch großem Mut die überlieferten Formen so zu aktualisieren, dass sie neuen Herausforderungen gerecht werden. Auch für die Konzeption, Planung und Durchführung solcher größerer Projekte kann sich die Zusammenarbeit im Seelsorgebereich als neue Chance erweisen.

Der Schatz des Wohnviertelapostolates

Viele herkömmliche Strukturen und Initiativen in den Pfarrgemeinden sind diakonisch ausgerichtet. Die Frauen und Männer beispielsweise, die sich oft seit vielen Jahren im „Wohnviertelapostolat“ engagieren, pflegen oft eine ganz selbstverständliche diakonische Mitgliederorientierung, ohne groß darüber zu sprechen (und manchmal sogar, ohne sich dessen bewusst zu sein). Doch in den meisten Pfarrgemeinden sind solche Gruppen überaltert; die Engagierten sterben buchstäblich aus. Gleichzeitig ist in unserer Gesellschaft ein Trend zu einer neuen Art von ehrenamtlichem Engagement festzustellen: Menschen haben Freude, sich zu engagieren,

- wenn** sie etwas tun, was für sie sinnvoll ist
und in ihren Lebenszusammenhang passt,
- wenn** sie dabei respektiert werden und Wertschätzung erfahren,
- wenn** sie ihre eigenen Begabungen einsetzen
und weiterentwickeln können,
- wenn** sie in ihrem Engagement kompetent begleitet
und in Schwierigkeiten nicht allein gelassen werden,
- wenn** sie bei dieser Tätigkeit etwas Neues lernen können,
das sie auch künftig brauchen können,
- wenn** der Kontakt zu anderen (gleich gesinnten) Menschen
(in ähnlicher Lebenssituation) nicht zu kurz kommt,
- wenn** das Projekt zeitlich begrenzt und immer wieder ausgewertet wird,
- wenn** sie selbst entscheiden können,
wie viel Zeit sie für diesen Einsatz aufwenden,
- wenn** sie ihr Engagement ohne Gesichtsverlust beenden können.

Es kann gelingen, alte Projekte so umzugestalten, dass neue (jüngere, vielleicht auch „fern stehende“) Menschen Lust haben, sich hier zu engagieren.

Aufgabe der Hauptamtlichen wäre eine kompetente Begleitung solcher Gruppen, die Organisation von Fortbildungen oder ähnlichen Unterstützungsangeboten.

Im besten Fall findet sich vielleicht sogar für die Organisation und Begleitung einer solchen Gruppe eine kompetente ehrenamtliche Person.

Produktives ehrenamtliches Engagement

Immer mehr hochkompetente Menschen werden trotz ihrer unbestrittenen Leistungsbereitschaft frühzeitig arbeitslos, weil ihr Betrieb ihnen kündigt oder sie in den Vorruhestand schickt. Wenn diese tatkräftigen Menschen keine Aufgabe finden, geraten viele von ihnen in schwere Depressionen. In solchen Fällen kann es helfen, diesen Menschen zumindest ein sinnvolles ehrenamtliches Engagement zu vermitteln, in das sie ihre Kompetenzen wenigstens ansatzweise einbringen können.

Sicher sind auch Mitglieder der Pfarrgemeinden in solchen Lebenssituationen. Wer sich an den Mitgliedern zu orientieren sucht oder wer sogar die Strukturen der Pfarrgemeinde in diese Richtung entwickelt, wird auch solchen Betroffenen begegnen und dabei prüfen, welche Möglichkeiten eines Engagements die Pfarrgemeinde bieten kann. Wichtig ist allerdings, das Engagement nicht als „Lückenfüller“ zu verstehen („Weil gerade ein Caritassammler gestorben ist, soll der arbeitslose Architekt nun bei uns Caritas sammeln!“), sondern vom einzelnen Menschen her und mit ihm zusammen zu denken: „Welche Kompetenzen bringen Sie mit? Wo könnten Ihre Kompetenzen sinnvoll eingesetzt werden?“

Vielleicht gelingt es auch, durch Zusammenarbeit mit Institutionen wie „Freiwilligenbörsen“ oder „Seniorenbüros“ in der Region neue Ehrenamtliche für die Gemeinde zu gewinnen und so gleichzeitig den Betroffenen einen Dienst zu erweisen.

Diakonische Beichtpraxis

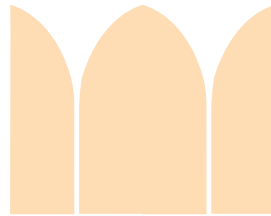
Den meisten „Fernstehenden“ dürfte die heilsam-diakonische Dimension des Bußsakraments kaum bewusst sein.

Ein Cityseelsorger dagegen schreibt, dass bei ihm viele Menschen - und durchaus nicht nur ältere - beichten. „Die Intensität und der Ernst vieler Beichten überrascht immer wieder.“ **15** Eine Operation oder gesundheitliche Krise, ein Familienfest oder ein Erlebnis, das religiöse Fragen neu aufbrechen lässt, können nach Jahrzehnten wieder zur Beichte führen; oft suchen Menschen auch nach einer weitergehenden spirituellen Begleitung. Neben einer therapeutischen Dimension hat die Beichte ja eine unersetzbare theologische Bedeutung: die Zusage der Liebe und Vergebung Gottes angesichts von Scheitern, Sünde und Schuld.

Vielleicht gilt es, erfinderischer und kreativer als bisher die Beichte ins Gespräch zu bringen: nicht so sehr als moralische Institution (die unter Verdacht steht, am Leben zu hindern und Schuldgefühle zu produzieren), sondern als (diakonische) Hilfe zu einem gelingenden Leben. „Fernstehende“ werden allerdings einen solchen kirchlich-befreienden Umgang mit Sünde und Schuld zunächst nicht isoliert an der Beichte bemerken, sondern **insgesamt** spüren, welche Atmosphäre und welches Klima in einer Pfarrgemeinde herrschen, wenn es um dieses sensible Lebensthema geht.

15

Vgl. „Wir über uns“ in: www.st-klara-nuernberg.de (Stand: Oktober 2008)



5.7 „Das gehört einfach dazu“: Die Kasualien

Viele Seelsorger beklagen, dass „die Menschen nicht mehr in die Kirche kommen“. Doch wenn die Menschen an den großen Übergängen des Lebens in die Kirche kommen und eine Taufe, Trauung oder Bestattung erbitten, fühlen sich Seelsorgerinnen und Seelsorger oft als „Dienstleistungsunternehmen für religiösen Konsum“ missbraucht. Manche schenken deshalb der Gestaltung der Kasualien (zu) wenig Aufmerksamkeit. Statt dessen konzentrieren sie sich auf die Gottesdienste mit den treuen Gläubigen der Kerngemeinde.

Die „Kasualienfrommen“ dagegen erleben gerade solche Lebenssituationen als höchst bedeutsam und sind deshalb von einer unpersönlichen Gestaltung der Feier besonders enttäuscht. Alte Vorurteile einer lebensfremden, langweiligen, bürokratischen Kirche werden bestätigt: Der Kontakt zur Kirche war - wieder einmal - zum Abgewöhnen.

Aus der im Kapitel 4.2. vorgestellten Studie „Die unbekannte Mehrheit“ ergeben sich wichtige Leitlinien für eine pastorale Praxis, die auch der Bamberger Pastoralplan verbindlich einfordert. Viele Seelsorgerinnen und Seelsorger sind bereits mit großem Engagement in dieser Spur unterwegs. Hier werden zur Ermutigung die Leitlinien modellhaft konkretisiert. Eine solche Orientierung bedeutet also

... grundsätzlich:

Die Wertschätzung der Kasualien bei der Mehrheit der Gemeindeglieder und deren Wünsche nach einer möglichst persönlichen Gestaltung führen dazu, dass diese Feiern hohe Priorität bei den zuständigen Hauptamtlichen bekommen.

Für einen solchen Arbeitsschwerpunkt brauchen die Verantwortlichen Zeit, die im laufenden Gemeindebetrieb kaum zu finden ist. Deshalb sollte der Schwerpunkt Teil eines umfassenden Konzepts der Gemeindeentwicklung im Seelsorgebereich sein. Dafür sind konkrete Entscheidungen mit der klaren Option zur Mitglieder- und zur Auftragsorientierung zu treffen.

Der neue Schwerpunkt wirkt sich auch auf die Dekanate und die Bistumsleitung aus. Denn diese pastorale Praxis muss im Seelsorgebereich und auf der Ebene des Dekanates praktisch koordiniert und theologisch reflektiert werden. Dafür sind kompetente Begleitung und entsprechende Fortbildungsmaßnahmen notwendig.

5.7



„Lesen Sie mal“

„Die Verantwortlichen in den Gemeinden sowie in der Sonder- und Kategorialseelsorge machen die Frage der Vorbereitung und Feier der Sakramente und die Begleitung von Lebensübergängen zu einem Schwerpunkt ihrer Arbeit.“

Die Seelsorger/innen überprüfen immer wieder ihre Praxis. Auf der Ebene der Dekanate erfolgt (...) ein Austausch über Praxis und Kooperation in der Lebensbegleitung, vor allem in der Sakramenten- und Trauerpastoral. Die Bistumsleitung schafft Rahmenbedingungen für die Sakramentenvorbereitung, die den lebensbegleitenden Charakter der Sakramente deutlich machen. Sie fördert den Austausch über die Gestaltung der Sakramenten- und Beerdigungspastoral sowie über mögliche Segensfeiern.“ (Pastoralplan „Den Aufbruch wagen - heute!“ Nr. 3.4.7)

... für die Vorbereitung der Feier:

Menschen, die um eine kirchliche Feier bitten, haben dafür Gründe, die in einem bestimmten Verständnis des Glaubens wurzeln. Die Verantwortlichen rechnen mit diesem Gründen, auch wenn man sie nicht immer gleich erkennt.

Die Verantwortlichen hören zunächst genau und einfühlsam zu und lassen sich erzählen, wie die Anfragenden ihren Wunsch nach einem kirchlichen Ritual selbst verstehen und ausdrücken. Sie fragen mit echtem Interesse nach und stellen sich ohne Berührungängste der Wirklichkeit, die in diesen Erzählungen deutlich wird.

Begegnungen finden in einem wertschätzenden Klima statt, in dem Freiheit spürbar wird. Die Verantwortlichen verzichten darauf, die Anfragenden versteckt oder direkt zur Gottesdienstteilnahme, zur Mitarbeit in der Pfarrgemeinde oder ähnlichem zu überreden.

Die Verantwortlichen orientieren sich einerseits an der Lebens- und Glaubenssituation und an den Wünschen der Anfragenden, andererseits am kirchlichen Auftrag zur Evangelisierung.

Deshalb lassen sich die Verantwortlichen auf gemeinsame Entscheidungen zur persönlichen Gestaltung der Feier ein. Sie geben klare, theologisch fundierte Informationen und haben den Mut, auch ihren eigenen Glauben sensibel und diskret zu bezeugen. Und sie muten gleichzeitig den Anfragenden auch die kritisch-prophetische und heilsam-verwandelnde Botschaft des Evangeliums zu.

Wo es notwendig ist, ziehen die Verantwortlichen Grenzen zwischen einem heilsamen und einem unheilvollen Verständnis von Gott, Religion und Glauben. Hier ist die Fähigkeit zur „Unterscheidung der Geister“ unerlässlich.

Vor allem die theologischen Informationen und Klärungen sind sprachlich so weit wie möglich auf die AdressatInnen zugeschnitten, knüpfen inhaltlich an ihren Fragen an, nehmen ihre Bedenken und Abwehr, Wünsche und Ideen ernst und beziehen sich auf ihre Lebenserfahrungen.

Die Korrektur theologisch fragwürdiger Kirchenbilder (wie „Kirche als Dienstleister“) kann in einer solchen Begegnung nicht stattfinden - und braucht es auch nicht.

... für die Feier selbst:

Die Gestaltung der Feier geht auf den Wunsch nach „persönlicher Gestaltung“ ein, erspart den Menschen aber nicht die gleichzeitig heilsam-wertschätzende und kritisch-prophetische Konfrontation mit dem Evangelium.

Das Ziel der Verkündigung besteht darin, die biblische Botschaft mit der Lebenssituation der Menschen in eine fruchtbare Verbindung zu bringen, die im besten Fall neue Horizonte für den Glauben und das Leben eröffnet. **16**

Die Verantwortlichen feiern im Bewusstsein, dass in dieser Feier Gottes unbedingte Liebe den Menschen begegnet - unabhängig von der Leistungsfähigkeit des Spenders, aber auch unabhängig von (Vor-)Leistungen des Empfängers oder der Empfängerin.

... und für die Zeit nach der Feier:

Die Verantwortlichen sind bereit, Menschen wieder „loszulassen“. Sie tun das im Bewusstsein, dass Gott selbst auch weiterhin auf verborgene Weise im Leben dieser Menschen wirkt.

Die Verantwortlichen verstehen die Lebens- und Glaubenssituation der Menschen als „Momentaufnahme“, die offen ist für neue Entwicklungen. Sie zeigen den Menschen, dass die Kirche bereit ist, sie auch künftig spirituell zu begleiten.

Erfahrungsgemäß nehmen immer wieder Menschen eine Kasualie zum Anlass, ihre Bindung an die Gemeinde zu intensivieren. Die Verantwortlichen sind aufmerksam für solche Signale.

In diesem Fall üben die Verantwortlichen keinen Druck aus, dass solche Menschen so kirchlich wie die Mitglieder der „Kerngemeinde“ werden müssen. Sie unterstützen vielmehr die Menschen dabei, den **für sie** passenden Weg zu finden.

Dafür gibt es nicht nur auf Gemeindeebene, sondern auch im Seelsorgebereich oder auf Dekanatsebene entsprechende Angebote - zum Beispiel nach der Taufe Eltern-Kind-Gruppen oder Taufelternkreise; nach der Bestattung eine Trauergruppe; Gesprächskreise zu Glaubens- und Lebensfragen im Rahmen der Erwachsenenbildung etc.

Viele Menschen rechnen nicht damit, dass „die Kirche“ sich ernsthaft für sie interessiert. Daher könnte es ein positives Signal sein, wenn eine Pfarrgemeinde zum ersten Jahrestag der Taufe mit einer schön und persönlich gestalteten Karte den Eltern Glück wünscht.

So wird es möglich, „fernstehenden“ und „kasualienfrommen“ Gemeindegliedern grundsätzlich auf neue Art zu begegnen. Wenn diese Begegnungen gelingen, stärken sie das Vertrauen in „die Kirche“. Gleichzeitig regt die kontinuierliche Auswertung solcher Begegnungen bei den **Insidern** wichtige Lernprozesse für die Zukunft von Kirche und Gemeinde an.

Das Referat Gemeindegatechese im Erzbischöflichen Ordinariat unterstützt Sie gerne, wenn Sie sich auf diesen Weg einlassen möchten und beispielsweise im Rahmen der Vorbereitung auf die Erstkommunion angesichts der Bevölkerungsstruktur in Ihrer Pfarrgemeinde oder Ihrem Seelsorgebereich eine „differenzierte Sakramentenpastoral“ anstreben. (Die Kontaktadresse finden Sie im [7. Kapitel](#).)

5.8



Lust zum Weiterlesen

Herbert Lindner,
Kirche am Ort.
Ein Entwicklungs-
programm für
Ortsgemeinden.
Völlig überarbeitete
Neuaufgabe, Stuttgart
Berlin Köln 2000
Herbert Lindner,
Glauben in der Zeit.
Ein Programm
zur Vertiefung der
evangelischen
Gemeindepraxis.
Einführung -
Prinzipien - Praxis
(www.herbert-
lindner.de)

5.8 „Glauben in der Zeit“: Kasualien und Kirchenjahr

Im Rahmen einer an den Mitgliedern orientierten Gemeindeentwicklung legt sich die Verbindung von Kasualien und Kirchenjahr unter dem Leitwort „Glauben in der Zeit“ nahe. Denn nicht nur die Kasualien, sondern auch die Feste und besonders geprägten Zeiten des Kirchenjahres verknüpfen auf sinnlich erfahrbare Weise existenzielle Lebenserfahrungen der Menschen mit zentralen „Meilensteinen“ des christlichen Glaubens. Gerade diese Verbindung wünscht sich ja die „unbekannte Mehrheit“ der Gemeindeglieder. Sie ist aber offenbar davon überzeugt, dass ihr Wunsch normalerweise im Sonntagsgottesdienst nicht erfüllt wird. Um so wichtiger ist es, künftig die liturgische Praxis in diese Richtung zu profilieren:

**An den Übergängen des Lebens u n d an den Festen
des Kirchenjahres können die Erfahrungen, Fragen und Wünsche
der Menschen dem Schatz begegnen, den die Kirche hütet.**



Das Kirchenjahr ist ein vielfältiges „Jahr voller Leben“. Gerade weil es ein vielschichtiges und komplexes Kunstwerk ist, kann der Einzelne in den Gottesdiensten und Festzeiten des Kirchenjahres eine ganz persönliche „Kette der Bedeutsamkeiten“ für sich finden. „Die Mehrdimensionalität des christlichen Festjahres ist eine Stärke in einer Zeit, die vom Streben nach individueller Wahl geprägt ist. Sie stellt sich allerdings nicht automatisch ein, sondern bedarf der gezielten Unterstützung“. **17** Es genügt also nicht, eine bisher eingespielte liturgische Praxis einfach fortzuführen, sondern es ist nötig, sich die Stärken des Kirchenjahres zunächst (wieder) bewusst zu machen, um dann miteinander zu überlegen, welche **neue** Gestaltung nötig ist, damit Menschen diese Stärken als hilfreich für ihr eigenes Leben entdecken können.

Im Blick auf die Aktualität des Evangeliums **18** gilt es, den **biblischen Kern** der christlichen Feste wieder frei zu legen und ihn kritisch und konstruktiv mit der heutigen Welt- und Gesellschaftssituation in Verbindung zu bringen. Das kann dadurch geschehen, dass man

zwar an den Wünschen und Sehnsüchten der **Menschen** anknüpft,
aber dann
die Menschen darüber hinaus in eine **biblische** Dimension führt,
die über vordergründig sinnstiftende Angebote der
Konsumgesellschaft hinausweist.

Auf diesem Weg besteht der erste Schritt darin, mit der überall herrschenden Maxime „schneller - höher - weiter“ zu brechen. Denn eine am kirchlichen Auftrag orientierte Gestaltung des Kirchenjahres versucht nicht, die Konsumgesellschaft auf deren Spielfeld zu überbieten, sondern das Spielfeld zu wechseln.

17 **18**

Herbert Lindner, Kirche am Ort. Ein Entwicklungsprogramm für Ortsgemeinden. Völlig überarbeitete Neuaufgabe, Stuttgart Berlin Köln 2000, S. 188

Vgl. Heinz-Günther Schöttler, „Signa fidei“ und „rites de passage“. Kasualpraxis als pastoraltheologische und homiletische Herausforderung, in: Först / Kügler, Die unbekannte Mehrheit, S. 117-128

Dadurch zeigt sich auch die dunkle Kehrseite des Konsums; und dann kommen auch die Menschen wieder „ins Spiel“, die beim Konsumieren aus sozialen oder seelischen Gründen nicht mehr mithalten können.

Eine solche Verbindung von Kasualien und Kirchenjahr unter dem Leitwort „Glauben in der Zeit“ bietet große Vorteile:

Die alltäglichen Gottesdienste, aber auch bereits vorhandene Einzel- und Sondergottesdienste lassen sich dem Schwerpunkt zuordnen. So deuten und stützen sich verschiedene Aktivitäten gegenseitig, und die Außenwirkung verbessert sich, weil die einzelne Liturgie nun deutlich profiliert unter einem gemeinsamen biblisch fundierten Motto steht.

Interessierte und neugierige Menschen, die sich dem christlichen Glauben (wieder) annähern, erleben, dass Glauben kein punktuell Projekt ist, sondern immer Wegcharakter hat. Damit wird ein wesentlicher Grundsatz christlicher Spiritualität deutlich.

Kirchenjahr und Kasualien bleiben nicht auf den liturgisch-gottesdienstlichen Bereich der Gemeinde beschränkt. Alle Veranstaltungen der Gemeinde (vom Fastenessen bis zum Martinszug, von kirchenmusikalischen Angeboten bis zu Veranstaltungen der Erwachsenenbildung) können unter dem Leitwort „Glauben in der Zeit“ als Angebote der Lebensbegleitung durch Glaubensvermittlung verstanden und - wenn nötig - in diese Richtung profiliert (oder auch gestrichen!) werden.

Langfristige Begleitung (beispielsweise der Eltern von getauften Kindern oder von Trauernden) wird möglich. So erscheinen auch die Sakramente nicht mehr als einmalige Anlässe, sondern als „Feiern des Glaubens in der Zeit“, die in der Gemeinde und - hoffentlich! - auch im Alltag weiter wirken.

Unterschiedliche Veranstaltungen lassen sich gezielt bestimmten sozialen oder ästhetischen Milieus zuordnen und dementsprechend gestalten und bewerben.

Die Verbindung von Kasualien und Kirchenjahr ist keine neue (vielleicht modische) pastorale Initiative, die zu all den bereits bestehenden Veranstaltungen dazukommt. Gerade in Zeiten, in denen immer weniger Finanzen und hauptamtliche SeelsorgerInnen zur Verfügung stehen, bietet ein solches Konzept die Chance, im Seelsorgebereich gezielt nicht nur das Wesentliche zu tun, sondern es so zu tun, dass es „ankommt“: Dieser Schwerpunkt kann der alltäglichen Gemeindegarbeit eine klare Orientierung nach innen und außen und den Haupt- und Ehrenamtlichen neuen Schwung für ihr Engagement geben. Pfarrgemeinderat und Kirchenverwaltung sind herausgefordert, theologisch zu planen, zu entscheiden und zu reflektieren.

5.9

Dadurch wird der „Arbeitsplatz“ für Haupt- und Ehrenamtliche (wieder) attraktiv. Statt der üblichen Verengung des Gemeindelebens auf die „Kerngemeinde“ gelingt es, bei den Bedürfnissen der „unbekannten Mehrheit“ der Kirchenmitglieder anzusetzen, aber gleichzeitig diese Bedürfnisse nicht einfach nur den Erwartungen gemäß zu befriedigen, sondern sie mit der verwandelnden Kraft des Evangeliums in Berührung zu bringen.

5.9 „Kirche an der Haustür“: Die Sternsinger-Aktion

In vielen Pfarrgemeinden findet diese Aktion im Rahmen der Ministrantenarbeit, der Kinder- und Jugendarbeit oder der „Eine-Welt-Arbeit“ statt: Kinder und Jugendliche sammeln für Kinder in der „Dritten“ Welt; oft für konkrete Projekte. Doch auch die Chancen dieser Aktion für die Mitgliederorientierung sind groß - und in vielen Fällen noch gar nicht bewusst.

Denn die Sternsinger verkörpern ja nicht nur die Weisen aus dem Osten, sondern auch die Pfarrgemeinde. „Die Kirche“ geht hinaus zu den Leuten - auch zu denen, die sonst nicht dazu gehören, und zu denen, die gewöhnlich den Eindruck haben, „draußen“ zu stehen, obwohl sie vielleicht ganz gerne dazu gehören würden. An der eigenen Haustüre - dort also, wo Menschen als „Hausherren“ in der stärksten Position sind - begegnen sie „der Kirche“. Die meisten Menschen reagieren wohl deshalb positiv,

weil sie keinen erwachsenen „Amtspersonen“, sondern Kindern begegnen, die die Kirche repräsentieren;

weil die Begegnung im Umkreis des Weihnachtsfestes stattfindet - und zwar zu einer Zeit, in der schon wieder etwas stressfreie Normalität begonnen hat, aber der Glanz des Festes durch die verkleideten Kinder noch einmal vergegenwärtigt wird;

weil die Kinder etwas Gutes tun, was Grenzen überwindet: Sie sammeln für Not leidende Kinder, und sie bringen den Segen in die Häuser.



Folgende Grundsätze könnten die Sternsingeraktion bestimmen:

Erstens sind alle Beteiligten - jede/r für sich, und gemeinsam als Visitenkarte der Pfarrgemeinde! - ein großer „Schatz“, den es zu hüten, zu stärken und zu entwickeln gilt: in einer guten Vorbereitung sollten die Aktiven ein vertieftes Verständnis ihres Tuns und ein gesundes Selbstbewusstsein gewinnen. Das gilt für Kinder und Jugendliche, aber auch für ihre erwachsenen BegleiterInnen. Denn sie alle verkörpern ja die Pfarrgemeinde bei Menschen, die vielleicht nicht einmal wissen, wo die katholische Kirche überhaupt liegt.

Zweitens kreist die Sternsingeraktion um „zwei gute Gaben“: den Segen und die Spende. Der Segen ist immer „das erste Wort“, das Gott selbst den Menschen zuspricht, und die Spende eine mögliche Ant-Wort der Menschen. Der Segen Gottes überwindet Grenzen auch in einer multireligiösen, multikulturellen und multinationalen Gesellschaft. Er kann Menschen „berühren“, die gar nicht zur Kirche gehören. Und er wird unabhängig von der Spendenbereitschaft zugesprochen - „gratis“, das heißt: aus reiner Gnade.

Drittens sollten die erwachsenen Begleitpersonen spüren, ob manchmal „nur“ der Segen angebracht ist. Auf der Schwelle eines Krankenzimmers, bei einer vereinsamten alten Frau, an der Haustüre einer kinderreichen Familie in einer Obdachlosensiedlung liegt der Schwerpunkt auf dem Geschenk des Segens. So wird der seelische Druck gemindert, den Besuch angemessen zu „bezahlen“. Solche Menschen finden oft eine andere Form des Ausgleichs, damit sie sich nicht selbst durch das unerwiderte Geschenk beschämt fühlen müssen.

Viertens gilt der Grundsatz „Qualität vor Quantität“. Bei aller Freude über Rekordergebnisse geht es in erster Linie nicht darum, sondern um die segensreichen Begegnungen. Allerdings sollten sie im charmant-schwebenden „Raum zwischen Tür und Angel“ bleiben. Niemand braucht den Eindruck haben, die Sternsinger wollten „mehr“. Was sich in der Begegnung auf der Schwelle ereignet, ist genug.

Fünftens kann der Grundsatz der „zwei guten Gaben“ (Segen und Spende) in der Öffentlichkeitsarbeit der Pfarrgemeinde nach innen (Pfarrbrief) und außen (Internet-Auftritt der Pfarrei, örtliche Tageszeitung, evtl. Rundfunk und Lokal-Fernsehen) vermittelt werden. Nicht nur die Bereitschaft der Kinder zum Engagement für Gleichaltrige, sondern auch die Grenzen überschreitende Wirkung des Segens erweist sich dabei als medienwirksamer Pluspunkt.

Wenn diese Grundsätze die Aktion prägen, dann sorgen geeignete Maßnahmen für einen guten Verlauf - zum Beispiel:

✚ Die Kinder und jüngeren Jugendlichen sind nicht alleine unterwegs, sondern mit einer Begleitperson (ältere Jugendliche oder Erwachsene). Jede Sternsingergruppe besucht nicht nur die „Gemeinde-Insider“, sondern geht von Tür zu Tür und lässt sich von den Begegnungen überraschen.

✚ Die Begleitperson notiert in einem kleinen Heft, wo die Gruppe willkommen ist und wo nicht. Dieses Heft wird von Jahr zu Jahr weitergegeben. So respektiert man auch die ablehnende Position der Menschen und belästigt sie nicht jedes Jahr wieder.

✚ Wer sich erkennbar in einer schwierigen Lebenssituation befindet (zum Beispiel Krankheit, Einsamkeit, soziale Not), bekommt neben dem Segenswort ein schön gestaltetes „Segenskärtchen“ geschenkt: als eine kleine Ermutigung für die kommende Zeit. Hier ist die Sensibilität der Begleitpersonen gefragt.

✚ Wer die Aktion nicht kennt oder sie ablehnt, erhält ein kleines Kärtchen, auf dem in einfachen Worten die Geschichte der Sternsinger, der Bezug zur biblischen Botschaft, die beiden „guten Gaben“ (Segen als Antwort auf die Sehnsucht vieler Menschen; Spenden evtl. mit Erklärung des Projektes) und die Trägerschaft der Aktion (Pfarrgemeinde mit Kontaktadresse; Kindermissionswerk mit „Spendensiegel“) notiert sind.

✚ Bei einem Treffen mit den für die Caritas zuständigen Haupt- und Ehrenamtlichen berichten die Begleitpersonen von Menschen, die sie in sozialer, körperlicher oder seelischer Not angetroffen haben. Gemeinsam wird überlegt, ob und wie Hilfe möglich ist.

Über Jahre hinweg kann so die Sternsingeraktion zu einem segensreichen Zeichen werden, wie eine Pfarrgemeinde all den Menschen begegnen will, die auf ihrem Gebiet wohnen.



5.10 „Im Netz“: Der Internet-Auftritt und seine Chancen

Viele Pfarreien nutzen schon heute neben den traditionellen Medien (beispielsweise Pfarrblatt) auch das Internet. Mit einer eigenen Homepage bieten sie gerade den Menschen, die keinen direkten Kontakt zur Gemeinde haben, die Möglichkeit, sich schnell ein Bild zu machen und gezielt Informationen zu besorgen. Die Abrufzahlen der Internetauftritte verschiedener Pfarrgemeinden in der Erzdiözese zeigen, dass hier große Möglichkeiten für die kirchliche Öffentlichkeitsarbeit liegen: 100 Personen und mehr besuchen pro Tag solche gut gestalteten Websites!

Der erste Eindruck zählt!

Das Internet ist eine große Chance, gerade denjenigen Menschen einen Zugang zur Gemeinde zu eröffnen, die sich „in der Wirklichkeit“ nicht auf den Weg ins Pfarrbüro, in die Kirche oder ins Gemeindezentrum machen würden. Zudem landen nicht wenige Surfer nicht absichtlich, sondern eher zufällig auf der Homepage einer Gemeinde - beispielsweise wenn sie von einer Suchmaschine auf die Website verwiesen wurden. Eine Homepage ist daher ein wichtiges Aushängeschild für eine Gemeinde: Je nachdem, wie sorgfältig dieses Aushängeschild gestaltet, aktualisiert und gepflegt ist, entsteht ein guter oder ein schlechter erster Eindruck.

Es ist nötig, dass sich vor allem die Verantwortlichen und „Insider“ die bleibende Bedeutung dieses ersten Eindrucks bewusst machen: Denn im Gegensatz zu ihren eigenen vielfältigen Erfahrungen in der Gemeinde (die sich immer wieder gegenseitig korrigieren können) kennt der Surfer oder die Surferin nur diesen einzigen Eindruck. Wenn die Homepage schlecht gestaltet ist, bleibt der erste Eindruck bestimmend: Es gibt keine (bessere) „zweite Erfahrung“, die eine erste Enttäuschung relativieren könnte. Hier gilt der Grundsatz: „Wenn ich nicht das finde, was ich suche, komme ich nicht ein zweites Mal - weder auf die Homepage, noch in die Gemeinde!“ Deshalb ist im Zweifelsfall der Grundsatz zu beherzigen:

„Lieber gar keine Homepage, als eine schlecht gepflegte!“

Positiv gewendet heißt das:

Verantwortlichkeiten klären!

Man sollte das Projekt eines Internet-Auftritts erst dann in Angriff nehmen, wenn ein wirklicher Fachmann oder eine Fachfrau gefunden ist, die nicht nur die Zeit, sondern auch das entsprechende Fachwissen haben, um einen Internet-Auftritt dauernd und auf längere Sicht zu betreuen. Übrigens: Gerade hier kann sich Mitgliederorientierung segensreich auswirken - denn warum sollte man als „Internetbeauftragten“ nicht ein „fernstehendes“ Gemeindemitglied ansprechen?

Dass jemand wenig Ahnung vom Gemeindeleben hat, muss kein Hinderungsgrund sein, denn Entscheidungen zur Grundkonzeption des Auftritts wird ein größerer Kreis von Verantwortlichen treffen (müssen), und die regelmäßigen Informationen für die (möglichst wöchentlichen) Aktualisierungen kommen aus dem Pfarrbüro, also „von offizieller Stelle“. Das zeigt allerdings auch: Ein Internet-Beauftragter steht allein auf verlorenem Posten; er braucht immer ein gut funktionierendes Informations-, Kommunikations- und Entscheidungs-Netz, in dem er erfolgreich arbeiten kann.

Juristische und finanzielle Fragen klären!

Gerade weil das Internet ein so verlockendes Medium ist, sollte man nicht die Augen vor den „Risiken und Nebenwirkungen“ verschließen:

Wer übernimmt die Verantwortung für Texte und Bilder auf der Homepage?

Wer weiß Bescheid, worauf zu achten ist, damit nicht Markennamen oder Urheberrechte verletzt werden?

Welche Finanzmittel stehen für die Gestaltung (Design!), Betreuung und Aktualisierung der Homepage zur Verfügung?

Das Erzbischöfliche Ordinariat berät Verantwortliche in den Gemeinden auch in diesen Fragen gerne.

Pfarrgemeinde oder Seelsorgebereich?

Wenn noch kein Internetauftritt besteht, sollten die Verantwortlichen genau überlegen, ob nicht ein gemeinsamer Internetauftritt der Gemeinden im Seelsorgebereich angebracht ist: Möglicherweise werden dadurch Kosten, Zeit und Energie gespart, und ein Seelsorgebereich, der mit dem Lebensraum der Menschen identisch ist, kann sich plausibler und nutzerfreundlicher präsentieren als viele Einzelgemeinden. In diesem Fall muss allerdings ein komplexerer Informations- und Kommunikationsfluss (aus mehreren Gemeinden) organisiert werden.

Tipps zur Gestaltung einer Homepage

Wenn die Homepage nicht nur pragmatisch, sondern pastoral konzipiert ist, wird sie an den Bedürfnissen der NutzerInnen anknüpfen und gleichzeitig ein theologisches Profil zeigen. Das könnte bedeuten:

■ Auf den ersten Blick sind die „Zugänge zur Gemeinde“ erkennbar:

Wo liegen Kirche, Pfarrbüro und Gemeindehaus? Hat die Gemeinde einen eigenen Kindergarten, und wo liegt er? Gibt es eine Sozialstation, und wie ist sie erreichbar? (Fotos und Ortsplan, Öffnungszeiten, Telefon, E-Mail-Adressen)

- Leicht zu finden sind auch die „Hauptamtlichen“:

Pfarrer und pastorale MitarbeiterInnen, Sekretärin, Leiterin von Kindergarten und Sozialstation - alle möglichst mit Bild. (Damit verbindet sich auch eine theologische Botschaft: Kirche ist keine unpersönliche bürokratische Institution, sondern „zeigt Gesicht“ und ist persönlich!)

- Leicht sind die Zugänge zu den „Kasualien“ zu finden: Wie geht es, wenn wir unser Kind zur Taufe anmelden wollen? Was müssen wir beachten, wenn wir kirchlich heiraten möchten? Wie viel Zeit müssen wir dafür einplanen? Wie kann ich im Notfall einen Pfarrer erreichen?

- Bei der Kleinkinder-, Kinder- und Jugendarbeit steht nicht so sehr die „Selbstdarstellung“ im Vordergrund, sondern die Zugangsmöglichkeit: Wann beginnt eine neue Gruppe? Wohin muss ich mich wenden? Wo findet sie statt?

- Regelmäßige und besondere Gottesdienste sowie aktuelle Veranstaltungen, öffentlichkeitswirksame Projekte (Kultur, Soziales ...) und offene Bildungsabende (der örtlichen Erwachsenenbildung) geben einen ersten Hinweis auf das Profil der Pfarrgemeinde oder des Seelsorgebereichs.

- Grundsätzlich ist nicht die erschöpfende Fülle und Vielfalt wichtig, sondern das klar konturierte (theologische) Profil und das Besondere („Was unterscheidet uns von anderen? Was macht unsere besondere Farbe aus? Wofür stehen wir?“)

- Dass eine Pfarrgemeinde oder der Seelsorgebereich ein „spirituelles Unternehmen“ ist, wird grundsätzlich deutlich; sinnvoll sind aber auch geistliche Impulse (oder Verweise auf entsprechende Websites). Solche Texte bieten „Nahrung für die Seele“ oder fundierte theologische Informationen - kurz und prägnant, aktuell und in einer Sprache, die nicht nur „Glaubens-Insider“ verstehen.

- Gremien, Ausschüsse und Aktionskreise bleiben gewöhnlich eher „im Hintergrund“: Erstens sind sie nicht wirklich offen (auch wenn manche das natürlich von sich behaupten!), und zweitens entsteht dadurch ein für Außenstehende wenig attraktives Bild einer „Gremien- und Sitzungsgemeinde“. Wohl aber werden Beschlüsse, die außerhalb der „Kerngemeinde“ Bedeutung besitzen, hier veröffentlicht.

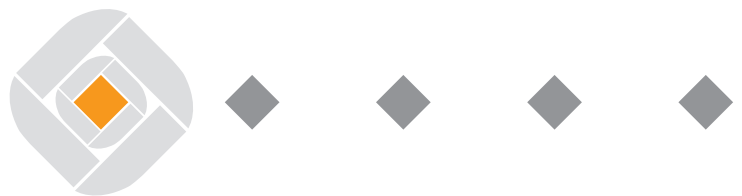
Für eine gelungene Website ist immer eine übersichtliche und einfache Navigation nötig. Wer sich schon nach dem zweiten Klick auf einer völlig unübersichtlichen Seite „verlaufen“ hat, gibt die Suche schnell auf - und dürfte so schnell nicht wieder kommen.

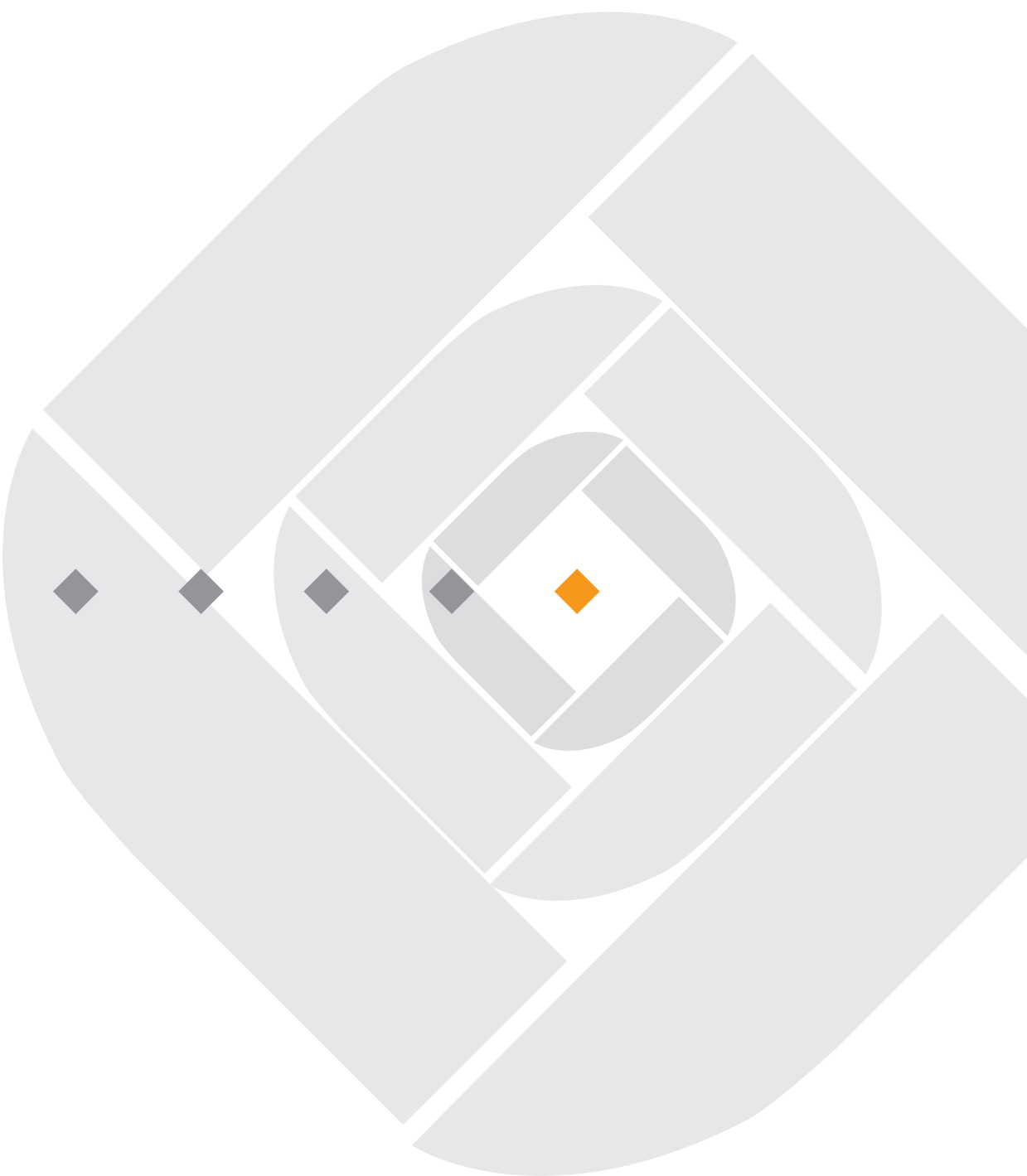
Internet für Fortgeschrittene

Es gibt viele weitere Möglichkeiten, mit dem Medium „Internet“ kreativ umzugehen: Foren und Chat-Räume, Newsletter und ein virtuelles Fürbittenbuch. All das kostet allerdings noch mehr Zeit und Kraft. Deshalb gilt auch hier der Grundsatz: **Erst dann beginnen, wenn Verantwortlichkeiten geklärt sind!** Denn in jedem Fall ist es besser, ein bescheidenes, aber qualitätvolles Angebot Schritt für Schritt auszubauen.

Das Online-Redaktionssystem des Erzbistums Bamberg, das den Pfarrgemeinden kostenlos zur Verfügung steht, ermöglicht nicht nur den einfachen Einstieg in den Aufbau einer Internetpräsenz, sondern vereinfacht und beschleunigt auch die Pflege. Darüber hinaus unterstützt und berät Sie der Internet-Beauftragte im Erzbischöflichen Ordinariat gerne zu allen Fragen rund um den Internet-Auftritt Ihrer Pfarrgemeinde oder Ihres Seelsorgebereichs.

(Die Kontaktadresse finden Sie im **7. Kapitel**.)





Öffne meine Ohren, Heiliger Geist,

damit ich deine Botschaft höre.

Öffne meine Augen, heiliger Geist,

damit ich die Schönheit der Schöpfung sehe.

Öffne meinen Geist, heiliger Geist,

damit ich deine Botschaft glaube.

Öffne meinen Mund, heiliger Geist,

damit ich deiner Herrlichkeit Zeugnis gebe.

Öffne meine Hände, heiliger Geist,

damit ich deine Hilfe fasse.

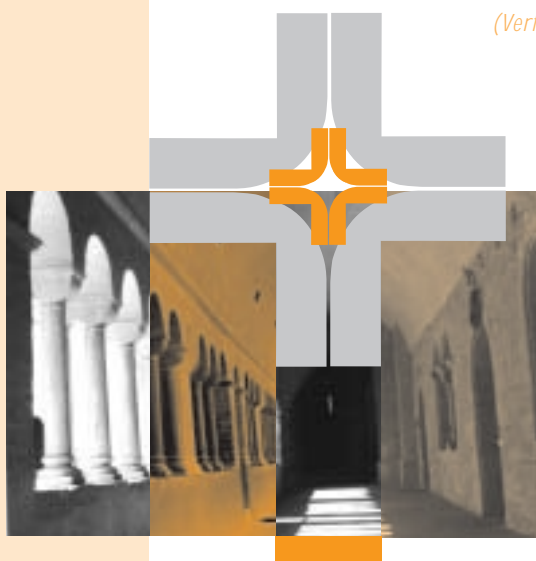
Öffne mein Gemüt, heiliger Geist,

damit ich deine Nähe liebe.

Öffne mein Herz, öffne mein Herz, Heiliger Geist,

damit ich deine Liebe spüre

(Verfasser: unbekannt; Melodie: Wolfgang Furlinger)



Der größere Rahmen

Gemeindeentwicklung in Zeiten des schnellen Wandels

70

Die Orientierung einer Gemeinde an ihren Mitgliedern ist ein vorzügliches Instrument für Pfarrgemeinden, die über das pragmatisch Naheliegende und das schon immer Gewohnte hinauskommen möchten.

Wenn eine Pfarrgemeinde ihren Auftrag im Sinn des Zweiten Vatikanischen Konzils erfüllen will, müssen die Verantwortlichen zwei Fragen beantworten:

Die **dogmatische Frage** lautet:

Welchen Auftrag haben wir als Kirche in der heutigen Zeit
und konkret an diesem Ort?

Die **pastorale Frage** lautet:

Welche Menschen leben hier und gehören zu unserer Pfarrgemeinde,
und wie leben diese Menschen?

Beide Fragen durchdringen sich gegenseitig; die Antworten darauf bilden eine tragfähige Grundlage für eine auftrags- und situationsgerechte Gemeindeentwicklung. Allerdings beginnt auch dieser Weg mit dem ersten konkreten Schritt. Und damit Sie nicht gleich beim zweiten, dritten oder vierten Schritt frustriert werden oder Ihre Kräfte schwinden sehen, ist es ratsam, dass Sie ein solches Vorhaben klug planen und kompetent durchführen.

6.1 Für Mitgliederorientierung sensibilisieren:

Wenn Sie diese Arbeitshilfe bis hierher aufmerksam gelesen haben, wird Ihnen sicher bewusst geworden sein: Auch wenn Sie nur in einem Teilbereich der Gemeindegemeinschaft mit einer konsequenten Mitgliederorientierung beginnen, ist die Umsetzung dieses Vorhabens nicht einfach. Manche raten in solchen Situationen zum Handeln unter der Devise „Augen zu und durch!“ Aber dieser Versuch dürfte scheitern. Wenn das Projekt kein einmaliges Strohfeuer bleiben, sondern zu einer echten Transformation der Gemeindegemeinschaft führen soll, dann raten wir zur Devise:

„Augen auf und erst mal langsam!“

Denn es gilt, sorgfältig zu prüfen, wo und wann, wie und mit wem dieses Projekt erfolgversprechend eingeführt werden kann.

Ein erfahrener Praktiker **19** hat Kardinalfehler gesammelt, die eine wirkliche Veränderung trotz bester Absichten verhindern. Aus diesen Fehlern können Sie lernen; deshalb sind ihnen **Fragen** zugeordnet, die Sie ermutigen, in die richtige Richtung zu gehen.

1. Es besteht kein ausreichendes Gespür für die Dringlichkeit der Veränderung.
2. Eine mächtige Koalition der Erneuerer fehlt.

Wie können weitere Gemeindeglieder für dieses Thema sensibilisiert werden?

Welche Menschen sind bereits sensibilisiert für die Thematik, stehen aber nur am Rande der Gemeinde und haben (noch) keinen Einfluss?

Welche einflussreichen Menschen in der Pfarrgemeinde / im Seelsorgebereich müssen als Verbündete gewonnen werden, damit die Umsetzung gelingt?

Wie kann in der Pfarrgemeinde / im Seelsorgebereich ein „veränderungsfreundliches Klima“ geschaffen und gefördert werden?

3. Es wird versäumt, eine gemeinsame Vision zu entwerfen.
4. Die Vision wird unzulänglich vermittelt.

Welche Vision leitet Sie, wenn Sie sich an den Mitgliedern Ihrer Gemeinde orientieren wollen?

Welche Visionen aus dem Evangelium und den Dokumenten des Zweiten Vatikanischen Konzils geben Ihnen Orientierung und Kraft?

Wie können Sie einen Raum schaffen, in dem Sie mit anderen eine gemeinsame Vision entwickeln?

Wie können Sie nicht nur Ziele und Maßnahmen eines Projektes, sondern auch das „Feuer“ dieser gemeinsamen Vision nach außen vermitteln?

5. Kurzfristige Erfolge werden nicht systematisch vorbereitet.
6. Siegesfeiern werden zu früh angesetzt.

Welche Arbeitsfelder in der Gemeinde / im Seelsorgebereich sind geeignet für ein erstes Projekt, weil die Mitgliederorientierung darin relativ einfach umzusetzen ist?

Durch **welche** konkreten Maßnahmen kann der Erfolg dieses ersten Projekts unterstützt werden?

Was trägt dazu bei, dass alle Beteiligten über eine kurzfristige euphorische Phase hinaus den langen Atem behalten?

Welche spirituellen Kraftquellen können Sie anzapfen, um „Durststrecken“ zu überwinden?

7. Das Neue wird nicht in der „Kultur“ der Organisation verankert.

Wie können Sie gelassen, aber hartnäckig dafür sorgen, dass die Mitgliederorientierung allmählich die „Kultur“ Ihrer Pfarrgemeinde prägt?

Welche Ressourcen (Zeit, Energie, Kraft, Geld, Personen) stehen zur Verfügung, um die Mitgliederorientierung langfristig und nachhaltig zu pflegen?





Alle diese Fragen - auch diejenigen, die bereits die Umsetzung betreffen - sollten Ihnen bewusst sein, schon bevor Sie mit der Umsetzung beginnen. Wenn Sie ein Bild Ihrer Vision, Ihrer Ziele und des Weges dorthin entwickelt haben, dann fällt es Ihnen leichter, andere für diese Thematik zu sensibilisieren.

Besonders wichtig für das Gelingen jedes Projektes ist eine transparente, offene **Kommunikation** innerhalb der Gemeinde und im Seelsorgebereich. Diese Kommunikation soll auch das nötige Problembewusstsein schaffen. Das gelingt dadurch,

dass die Überzeugung, alles könne einfach so weitergehen wie bisher, gezielt „gestört“ wird;

dass die Menschen dort abgeholt werden, wo sie gerade stehen, und so zu Beteiligten werden.

Eine solche Kommunikation darf deshalb nicht nur „sachlich“ informieren, sondern muss sich der emotionalen Seite des Wandels stellen (Angst, Verunsicherung, Widerstand). Nur wenn diese Emotionen ernst genommen und konstruktiv (das heißt: nicht nur „sachlich“) bearbeitet werden, können im Verlauf dieses Prozesses echte Motivation und Begeisterung entstehen.

Wir sind in der Kirche nicht unbedingt gewohnt, die **Machtfrage** zu stellen oder strategische Koalitionen zu bilden. Doch Macht ist zunächst nichts Schlimmes; wer etwas machen will, muss Macht haben - sonst entsteht gar nichts. In einem Projekt bewirkt Macht die notwendige „Schubkraft“, um Gegenkräfte wirkungsvoll zu überwinden (Amtsmacht, Expertenwissen, Blockaden). Wichtig ist vor allem, dass Leitungspersonen bereit sind, die ihnen zustehende Macht sachgerecht und konstruktiv einzusetzen, damit Mitarbeitende in geklärten Strukturen und einem förderlichen Klima arbeiten und Projekte gelingen können. Gegenüber Angestellten, die ihre informelle Macht (beispielsweise als Mesner oder Hausmeisterin) benutzen, um Projekte zu behindern oder zu sabotieren, hilft nur das entschiedene Handeln ihres Dienstvorgesetzten, der ja gerade dazu ermächtigt ist. So kann Macht zum Dienst an den Menschen werden. Und auch Koalitionen sind wohl nur dann problematisch, wenn sie heimlich geschlossen werden, andere manipulieren oder übervorteilen und in einem undurchsichtigen Klima des „Mauschelns“ arbeiten.

Ein **Kulturwandel**, also die Veränderung von Meinungen, Überzeugungen, Werten und Haltungen der Menschen in Ihrer Pfarrgemeinde oder im Seelsorgebereich, braucht Zeit. Hier ist es wie bei den Pflanzen: Wachstum können Sie nicht dadurch beschleunigen, dass Sie an den jungen Trieben ziehen. Wohl aber können Sie den Kulturwandel durch geeigneten „Dünger“ unterstützen:



Lust zum Weiterlesen

Klaus Doppler,
Christoph Lauterburg,
Change Management.
Den Unternehmens-
wandel gestalten,
Frankfurt / New York
2002 (10. Auflage);
Klaus Doppler,
Der Change Manager.
Sich selbst und andere
verändern - und
trotzdem bleiben,
wer man ist,
Frankfurt / New York
2003;
Dietrich Dörner,
Die Logik
des Misslingens.
Strategisches Denken
in komplexen
Situationen,
Reinbek 2004

durch die Wertschätzung der Menschen, die vom Wandel betroffen sind - gerade auch der Menschen, die sich mit Veränderungen schwer tun oder die sich dabei als Verlierer fühlen oder etwas zu betauern haben;

durch die lebendige Bereitschaft, einmal gefundene Ziele und Methoden nicht krampfhaft festzuhalten, sondern immer wieder zu prüfen, ob die Ziele und Methoden heute, unter diesen Umständen noch dem kirchlichen Auftrag entsprechen;

durch die kluge Bescheidenheit, auch das eigene „Expertenwissen“ immer wieder durch die Wirklichkeit oder andere Meinungen in Frage stellen zu lassen und so den „Anfängergeist“ lustvoll zu pflegen;

durch die treue Beharrlichkeit, Projekte wirklich zu Ende zu führen.

Diese Haltungen sollten gerade Christen nicht fremd sein. Aus dem Glauben heraus könnte eine attraktive und produktive Mischung entstehen: leidenschaftliche Begeisterung - gewürzt mit einer Prise humorvoller Gelassenheit im Vertrauen auf die Gnade Gottes.

6.2

6.2 Mitgliederorientierung einführen:

Haben Sie sich schon für ein erstes Projekt entschieden?

Oder zögern Sie noch? Für beide Fälle ein einfacher Rat:

Fangen Sie an!

Wenn Sie sich schon entschieden haben,

dann fangen Sie an mit den ersten Schritten der Umsetzung.

Wenn Sie noch zögern, dann fangen Sie damit an, zu klären:

Was brauche ich noch, um mich zu entscheiden? -

und dann tun Sie das Nötige, damit Sie sich entscheiden können und entweder mit der Umsetzung beginnen oder das ganze Projekt erst einmal ruhen lassen!

Dieser einfache Rat hat einen doppelten Hintergrund:

1. Es ist gut, verantwortungsvoll zu handeln. Dazu können ausführliche Vorbereitungen dienen, fundierte Informationen und vieles mehr. Auf diesem Weg werden Sie aber keine völlige Sicherheit gewinnen (ob das Projekt richtig ist, ob es sich lohnt, ob die Grundorientierung stimmt ...). Deshalb ist es nötig, auch ohne letzte Sicherheit einfach mit dem Handeln zu beginnen. Im Verlauf des Handelns werden Sie Erfahrungen machen, die Ihnen zeigen, ob Sie (noch oder wieder) auf dem richtigen Weg sind. Mehr dazu weiter unten: „Mitgliederorientierung umsetzen“.

2. Wir leben in Zeiten, in denen ein steter Wandel längst alle Bereiche des privaten, öffentlichen und kirchlichen Lebens bestimmt. Menschen, die gelernt haben, verantwortungsvoll zu handeln, möchten dafür gerne Sicherheiten. Aber solche sind heute schwer zu bekommen. Gerade in dieser Situation spitzen sich die Fragen zu: Ist es überhaupt sinnvoll, unter diesen unsicheren Rahmenbedingungen zu beginnen? Müssten wir jetzt nicht noch viel gründlicher analysieren, planen, Alternativen bedenken, Betroffene sensibilisieren ...? Die Antwort lautet: „Ja - und gleichzeitig nein!“ „**Ja**“ bedeutet: Man kann das tun - allerdings wird das nur bis zu einem gewissen Grad gelingen. Dann muss man „springen“ - oder es sein lassen. „**Nein**“ bedeutet: Gerade im Wandel ist es notwendig, noch mehr als sonst auf Sicherheiten zu verzichten und „ohne Netz und doppelten Boden“ auch einmal ein kalkuliertes Risiko einzugehen. Damit das Risiko für Sie kalkulierbar bleibt, geben wir Ihnen einige konkrete Tipps mit auf Ihren Weg.

6.3 Mitgliederorientierung umsetzen:

Gesellschaftlich und kirchlich leben wir alle in Zeiten eines raschen Wandels. Und nichts deutet darauf hin, dass sich diese Situation demnächst wieder beruhigt. Deshalb werden wir lernen müssen, unter diesen Rahmenbedingungen zu leben, zu planen und zu handeln.

„Versuch und Irrtum“: Der Abschied von der Bienenstrategie

In dieser Situation können wir aus dem Tierreich lernen:

Statt der „Bienen-Strategie“ sollten wir die „Fliegen-Strategie“ üben.

Auf die Umsetzung der Mitgliederorientierung bezogen heißt das:

Vermeiden Sie jede „Alles-oder-nichts-Strategie“.

Beginnen Sie mit einem konkreten, zeitlich und kräftemäßig überschaubaren Projekt - und gehen Sie von vornherein davon aus, dass Sie dieses Projekt nicht gleich ans Ziel führt.

Werten Sie dieses Projekt gründlich aus und überlegen Sie, was Sie daraus für ein nächstes Projekt lernen können.

Betrachten Sie Fehler, Widrigkeiten, Enttäuschungen und Kritik als „Verbündete“ auf Ihrem Weg.

Sprechen Sie gezielt mit kompetenten Menschen, die Ihrem Projekt kritisch gegenüberstehen, und signalisieren Sie ihnen: „Bitte geben Sie mir eine ehrliche Rückmeldung! Ich möchte etwas von Ihnen lernen!“

6.3



Lesen Sie mal

Bei einem Experiment mit Bienen und Stubenfliegen zeigt der Boden einer Glasflasche (mit der Öffnung nach unten) einer starken Lichtquelle entgegen. In der Flasche befindliche Bienen versuchen, die Flasche immer wieder zielgerichtet in Richtung Licht zu verlassen, scheitern aber jedes Mal wegen des Flaschenbodens. Fliegen dagegen suchen durch scheinbar planloses Herumfliegen in der Flasche den Ausgang.

Während die Bienen den Ausgang nicht finden, gelangen die Fliegen ins Freie.

Die Lehre aus der Geschichte: Es gibt Situationen, in denen eine strikt zielorientierte oder nur visionsgeleitete Strategie nicht erfolgreich ist. Zum Erfolg führen vielmehr äußerlich scheinbar planlose, in Wirklichkeit aber gezielt vorgenommene Erkundungen nach dem Prinzip „Versuch und Irrtum“.

Üben Sie immer wieder die wertschätzende Grundhaltung: gerade dann, wenn Sie die Lage als unbefriedigend empfinden oder wenn Sie Enttäuschungen erleben. Nicht zuletzt: Seien Sie wertschätzend sich selbst gegenüber!

Bewahren Sie sich Ihre Vision im Herzen, aber rechnen Sie nicht damit, sie schnurstracks auf einem kurzen und geraden Weg erreichen zu können.

Betrachten Sie immer wieder die augenblickliche Wirklichkeit, ohne sie schönzureden, aber auch ohne sie zu dramatisieren.

Nutzen Sie alle neuen Erfahrungen und Beobachtungen bei Ihrem nächsten Projekt und setzen Sie sie um in konkrete Ziele und Maßnahmen.

Rechnen Sie stets damit, dass Ihr Weg tatsächlich „Schritt für Schritt“ erst beim Gehen entsteht. Die Alpinisten und Wanderer unter Ihnen wissen ja: Auf neuem Gelände ist das nichts Ungewöhnliches. Und Sie können sicher sein: Hier bewegen Sie sich wirklich auf neuem Gelände!

„In der Ruhe liegt die Kraft“: Energiequellen anzapfen

Das oben erwähnte Fliegenbeispiel könnte dazu verleiten, nun alle Kräfte ins Projekt „Versuch und Irrtum“ zu investieren, um dieses Projekt möglichst rasch und effektiv „durchzuziehen“. Gegen diese verständliche Tendenz betonen viele Fachleute: Gerade in neuartigen und komplexen Situationen ist es entscheidend, überlegt und in Ruhe zu handeln. (Vor)schnelle Vereinfachungen und kurzfristige Planungen mögen zwar unter Zeitdruck auf den ersten Blick professionell und effektiv wirken, aber der Preis, der später dafür zu zahlen ist, kann mitunter sehr hoch sein. Die Bereitschaft zum genauen Nachdenken und die Fähigkeit, mit einer neuartigen Situation wirklich in Kontakt zu kommen, sind entscheidend, denn: „Es gibt nicht die eine, allgemeine, immer anwendbare Regel, den Zauberstab, um mit allen Situationen und all den verschiedenartigen Realitätsstrukturen fertig zu werden. Es geht darum, die richtigen Dinge im richtigen Moment und in der richtigen Weise zu tun und zu bedenken.“ **20** Deshalb wird man entscheiden, im einen Fall auf diese und im anderen Fall auf jene (oft sogar gegenteilige) Weise zu handeln. Dazu braucht es Gelassenheit und Ruhe.

Vielleicht fragen Sie jetzt, woher Sie diese Ruhe und diese Kraft bekommen können. Da sind wir als Christen in einer glücklichen Lage: Denn wir dürfen auch mit der Gnade Gottes rechnen, die all unserem Tun zuvorkommt, die uns in unserer Schwachheit hilft und die unser bruchstückhaftes Bemühen vollendet.

Erinnern Sie sich an die Art, wie Petrus dem römischen Hauptmann Kornelius begegnet? Hier wird eine Offenheit für das Neue und gleichzeitig eine souveräne Gelassenheit deutlich. Beide Haltungen zusammen ermöglichen dem Petrus, die Neuartigkeit dieser besonderen Situation zu erfassen und dementsprechend innovativ zu handeln, ohne sich dadurch zu überfordern.

Das heißt konkret:

„Eine Pastoral, die menschlich und „gnädig“ ist (...), ist darauf angewiesen, auszuwählen, wo und wohin sie sich auf dem Hintergrund der begrenzten zeitlichen und energetischen Ressourcen verausgibt. Selbstüberforderung ist oft nur die andere Seite der Selbstvergötzung. (...) Es ist ein Aspekt der Gnade, dass wir keine Totalitäten weder im Kopf noch im Herzen aufzubauen brauchen.“ 21

Obwohl Jesus immer wieder auf das Grenzen überwindende universale Erlösungswerk Gottes hingewiesen hat, konnte selbst er nur punktuell handeln:

Er hat **einige** geheilt, aber nicht alle;
er ist zu den Verlorenen **Israels** gegangen,
aber nicht genau so auch zu den Heiden.

In diesem begrenzten und punktuellen Handeln Jesu aber wird immer wieder deutlich: Er hat in großer Ruhe gehandelt - und mit ganzer Kraft.

„Vom Strohfeuer zur wärmenden Glut“: Kulturwandel ermöglichen

Damit die Einführung von Mitgliederorientierung kein einmaliges Strohfeuer bleibt, das bald wieder erlischt, gilt es, allmählich diese Neuorientierung in der „Kultur“ der Pfarrgemeinde / des Seelsorgebereichs zu verankern. Erfahrungsgemäß braucht ein solider Kulturwandel viel Zeit. Sie sollten dafür mindestens etwa zwei bis drei Jahre einplanen und in dieser Zeit mit „geduldigem Nachdruck“ den Wandel ermöglichen, fördern und - wenn nötig - auch fordern.

Einige wichtige **strukturelle** Aspekte dieses Kulturwandels seien hier genannt:



Die Rollen von **Pfarrgemeinderat und Kirchenverwaltung** verändern sich. Sie organisieren nicht mehr das gewohnte Gemeindeleben, sondern werden zu Gremien, die ihre konkrete Gemeinde im Seelsorgebereich immer wieder „neu erfinden“, indem sie fragen: „Was bedeutet das Evangelium hier vor Ort für die Menschen?“ - „Was bedeuten die Menschen hier am Ort für das Evangelium?“ und: „Welche Organisationsformen (Projekte, Veranstaltungsorte, Kommunikationsstrukturen) entsprechen diesen Erkenntnissen?“



Diese theologische Reflexion und Planung wird künftig nicht mehr „um den eigenen Kirchturm kreisen“ können, sondern vernetzt erfolgen, denn im Seelsorgebereich oder Dekanat werden neue Orte der Pastoral entstehen oder bisherige Orte (wie Kloster, Beratungsstelle oder Kategorialseelsorge) neues Gewicht erhalten. Auch diese Orte werden in Zukunft im Pfarrgemeinderat und in der Kirchenverwaltung berücksichtigt werden; es geht also viel stärker als bisher um die Bereitschaft und Fähigkeit, nicht so sehr Menschen „an die Gemeinde zu binden“, sondern diesen Menschen einen Dienst zu erweisen, indem zwischen den verschiedenen institutionellen „Netzknoten“ (Gemeinde, Kategorialseelsorge, Kloster ...) tragfähige Übergänge gestaltet werden, damit Menschen das finden können, was sie für sich suchen und brauchen.

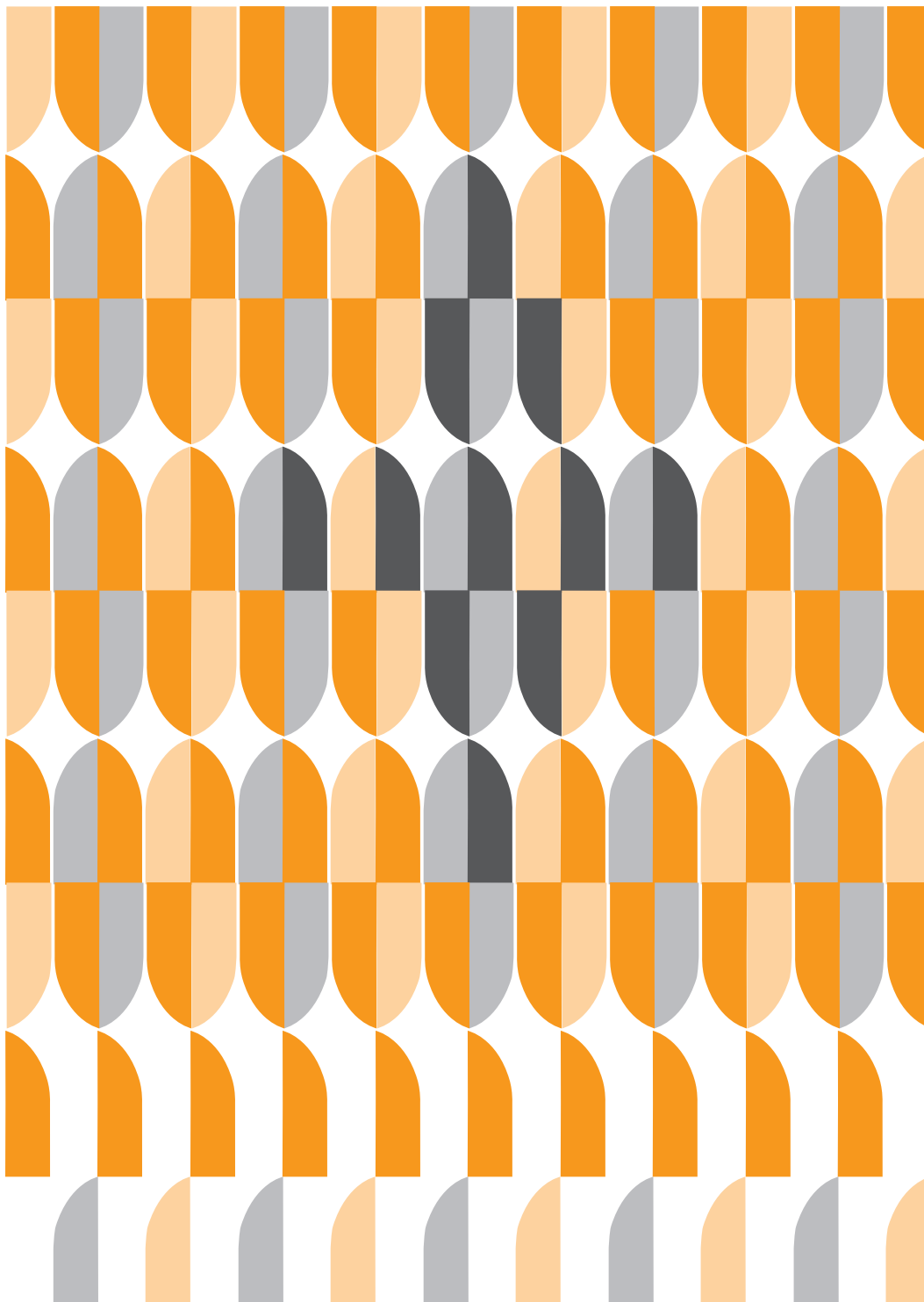
Der Seelsorgebereich kann entlastend wirken, weil hier in größerem Rahmen analysiert und geplant wird. Das geschieht allerdings nicht automatisch: Damit das gelingt, muss vor allem die Kommunikation zwischen den Hauptamtlichen im Seelsorgebereich sowie zwischen den Hauptamtlichen und den anderen Gremien sorgsam gepflegt werden. Nur formale Arbeitsaufteilungen mit der Perspektive, dass dann jede/r als EinzelkämpferIn weiterarbeiten kann wie vorher, genügen nicht mehr. Nötig ist vielmehr auch hier ein „Kulturwandel“, damit die neue Struktur tatsächlich als Entlastung erlebt wird. Dazu sind Energie, Zeit und Kompetenzen in die Kommunikationskultur zu investieren.

Die Umstellung der Gemeindearbeit auf **zeitlich begrenzte Projekte**, die sorgfältig ausgewertet werden, lässt auch knappe Zeit- und Energievorräte bei den Beteiligten „flüssig“ werden: Weil ein abgeschlossenes Projekt nicht automatisch fortgesetzt werden muss, kann in neuen Situationen auch tatsächlich neu entschieden werden. Es ist möglich, einmal begonnene Projekte, die sich nicht bewähren, ohne große Schwierigkeiten auch wirklich „sterben“ zu lassen, wenn sie von vornherein nicht auf Dauer angelegt sind. Umgekehrt können die Verantwortlichen so auf aktuelle Herausforderungen schneller und wirkungsvoller reagieren, indem sie die Kräfte je nach Situation immer wieder neu bündeln und ausrichten.

Bei der **Planung und Durchführung** von Projekten sollte man von Anfang an feste Gelegenheiten zum „Nachsteuern“ und zur Korrektur in den Prozess einbauen: Regelmäßige Treffen zur Auswertung und „Feedback-Schleifen“, wo Verantwortliche, Mitarbeitende und andere Beteiligte sich gegenseitig Rückmeldungen geben zum Stand des Projekts und zu den gewonnenen Erfahrungen und Erkenntnissen.



Diese **strukturellen Veränderungen** dienen dazu, den Kulturwandel dauerhaft in der Pfarrgemeinde oder im Seelsorgebereich zu verankern und von Personen unabhängig zu machen. Auf diese Weise findet ein neuer leitender Pfarrer oder eine neue hauptamtliche Mitarbeiterin im Pfarrgemeinderat, in der Dienstbesprechung der Hauptamtlichen oder bei der Projektplanung bereits bewährte Strukturen vor, die eine gelungene Mitgliederorientierung „verkörpern“ und sichern.



Guter Gott, *du bist da.*

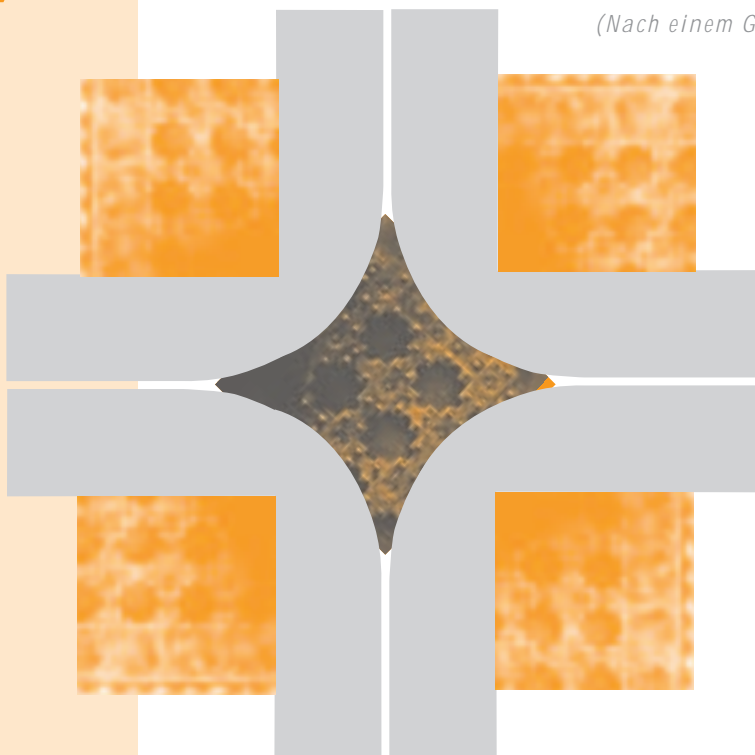
*Deine Gegenwart umhüllt und durchdringt uns
wie die Luft, die wir atmen,
ohne die wir nicht leben können.*

*Gib, dass wir uns ganz auf dich hin ausrichten
und uns deiner Gegenwart
mehr und mehr bewusst werden.*

*Darum bitten wir dich durch Jesus Christus,
unseren Bruder und Herrn. Amen.*

7

(Nach einem Gebet aus dem Messbuch)



Hilfe!

Ermütigung, Unterstützung und ein Ausblick

80

Jetzt sind wir fast am Ende unserer Reise angekommen - zumindest auf dem Papier! Wo stehen Sie gerade bei Ihrer Reise? Vielleicht werden Sie auf diese Frage immer noch leicht verunsichert mit einer Gegenfrage antworten:

„Wer hilft mir denn auf dieser Reise?“

7.1 Eine Ermütigung aus dem Evangelium

Seit vielen Jahren haben wir in der Kirche gelernt, „die Ärmel hochzukrempeln“ und zu handeln. Das ist nicht schlecht. Aber ist das unsere erste und eigentliche Aufgabe? Wie und womit beginnen wir unser Tun? Worauf setzen wir unser Vertrauen? Woher bekommen wir unsere Kraft?



Die Ausrichtung auf Gott

Das Stundengebet der Kirche beginnt mit einem schlichten, aber inhaltschweren Ruf: „O Gott, komm mir zu Hilfe! Herr, eile mir zu helfen!“ Priester, Diakone und Ordensleute, aber auch andere Christen beten diesen Ruf immer wieder. Ist diese Bitte sinnvoll? Besitzt sie eine Bedeutung für den Alltag?

Das Leben jedes Menschen beginnt, ohne dass er etwas dafür tun könnte. Niemand kann sich sein Leben verdienen. Hier wird das Prinzip deutlich: Der Gott, an den wir Christen glauben, ist ein Gott, der uns das Leben schenkt - gratis, aus reiner Gnade. Dieses Leben umfasst allerdings die **ganze** Palette menschlicher Erfahrungen und Gefühle: Kraft, Freude und Begeisterung, aber auch Schwäche, Trauer und Enttäuschung. Krankheit und Gesundheit, Gelingen und Scheitern, Angst und Hoffnung gehören dazu. **Alles**, was wir sind und haben, ist umschlossen von Gottes Gegenwart. Wenn wir uns so auf Gott, den Geber aller guten Gaben, ausrichten, und wenn wir daran festhalten, dass wir von **jedem** Wort leben, das aus Gottes Mund kommt (vgl. **Deuteronomium 8,3; Matthäus 4,4**) - das heißt: **auch** von den Worten, die uns dunkel und schmerzlich, fremd und rätselhaft erscheinen -, dann wird unser Leben weit. Dann wissen und spüren wir, dass wir uns ganz Gott verdanken und dass wir von ihm her Kraft bekommen. Dann stehen nicht mehr unsere Leistungen, Erfolge oder Misserfolge im Vordergrund unserer Aufmerksamkeit, sondern die dankbare und gelöste Ausrichtung auf Gottes Gnade.



7.1



Lust zum Weiterlesen

David Steindl-Rast,
Fülle und Nichts.
Von innen her zum
Leben erwachen,
Freiburg i. Br. 2005



Geistliche Übung

Nummer 5

Ein Ritual für jeden Morgen (für alle, die nicht das Brevier beten):

- Gleich nach dem Aufstehen:

Sich mit beiden Beinen fest auf den Boden stellen. Zuerst den Kontakt zum Boden spüren, dann den Körper bewusst aufrichten. Spüren:

„Wie stehe ich heute da?“ - dann die Beine schließen, die Handflächen vor der Brust zusammenlegen, sich verbeugen und beten: *„Diesen heutigen Tag, Gott, nehme ich aus deinen Händen, denn du schenkst ihn mir - als Gabe und als Aufgabe!“*



Glauben: Das Vertrauen als Basis

Die künftige Entwicklung der Kirche und damit auch der Pfarrgemeinden wird wohl vor allem davon abhängen, ob die Christen auf allen Ebenen der Kirche und in allen Funktionen bereit sind, Vertrauen zu investieren:

Vertrauen auf Gott,

Vertrauen auf die Mitmenschen und

Vertrauen auf die eigene Person.

Die drei Richtungen des Vertrauens gehören zusammen und bedingen sich gegenseitig. Und sie sind ein lebendiger Ausdruck des Glaubens, der mehr ist als das bloße Akzeptieren von Glaubenswahrheiten. Das Zweite Vatikanische Konzil hat dieses Verständnis betont, denn es bezieht den Glauben an Gott auf das Bekenntnis zur Berufung des Menschen in Gott und Christus und umgekehrt. Und es hat einen solchen Glauben nicht nur auf die individuelle Seelsorge beschränkt, sondern auch zum Ausgangspunkt einer kirchlichen Strukturentwicklung gemacht.

Freilich: Für dieses Vertrauen gibt es keine Sicherheit. Man muss es riskieren. Es gibt allerdings Zeuginnen und Zeugen, die uns sagen: „Dieses Risiko lohnt sich! Wir haben erfahren, dass es gut ist, vertrauensvoll zu leben!“

In der Mitgliederorientierung gibt das Vertrauen Kraft für angstfreie Begegnungen und mutiges Handeln, für prophetische Aktionen und kreative Lösungen. Denn dieses Vertrauen verankert unser Herz an einem festen und sicheren Ort, an dem die Angst schwindet. So kann das dreifache Vertrauen zur tragfähigen Basis einer „wetterfesten Spiritualität“ werden, die Christen in Zeiten des schnellen Wandels und angesichts der gegenwärtigen und der noch kommenden Stürme notwendig brauchen.



Hoffen: Die Gelassenheit als Motor

Vertrauensvoll gläubige Menschen wissen, dass sie nicht selbst der „Nabel der Welt“ sind - und es auch nicht zu sein brauchen. Sie setzen ihre Hoffnung nicht ausschließlich darauf, dass sie selbst mit ihren eigenen Plänen und Strategien erfolgreich sind, und sie geben eine tiefere Hoffnung nicht auf, wenn sie Misserfolge erleiden und sich viele ihrer Hoffnungen zerschlagen. Sie sind vielmehr wie die Speichen eines Rades mit der Mitte, der Nabe, verbunden und beziehen eine tiefere Zuversicht aus dieser Verbindung. Das gibt ihnen einerseits Kraft und stärkt ihre Identität gerade in schweren Zeiten. Andererseits bleiben sie dadurch auch im Scheitern offen für neue Erfahrungen und weiterführende Überraschungen, weil sie ihre Hoffnungen loslassen können, ohne die Hoffnung zu verlieren.

Solche Menschen sind missionarisch, ohne fanatisch zu werden; sie handeln tatkräftig, ohne sich zu verausgaben; sie vertreten klar ihre Meinung, ohne rechthaberisch zu wirken; sie sind ernsthaft bei der Sache, ohne humorlos zu sein. Die Gelassenheit ist der Motor für diese kraftvollen Haltungen.

In der Mitgliederorientierung sind der Humor und die Fähigkeit, sich selbst nicht tierisch ernst zu nehmen, nicht nur angenehme Erfahrungen im Umgang mit Menschen, sondern auch ein notwendiges Korrektiv in Zeiten des schnellen Wandels. Denn wenn auch die besten Strategien und Pläne immer wieder auf den Prüfstand gestellt werden müssen, helfen selbstsicheres Gebaren und humorlose Rechthaberei gerade bei Menschen in Führungspositionen nicht weiter. Statt dessen ist Gelassenheit gefragt - als schöpferische Verbindung von Leidenschaft und langem Atem mit einem Schuss Heiterkeit und Bescheidenheit.



Lieben: Das Ja als Perspektive

Am Anfang der biblischen Schöpfungsgeschichte steht der schöpferische Blick Gottes und sein Wort, dass alles sehr gut ist. Dieses Wort ist das große JA, das die ganze Welt und jeden Menschen am Leben erhält. Es zeigt: alles gehört zusammen. Nach einer solchen universalen Bejahung und grenzenlosen Zugehörigkeit sehnen sich alle Menschen in ihrem Herzen, aber im zwischenmenschlichen Bereich kann dieses große Ja immer nur bruchstückhaft erfahren werden. Wer die eigene Hoffnung auf Gott setzt, versucht dieses große Ja Gottes im eigenen Leben durch all die Selbstzweifel, Verunsicherungen und Ängste hindurch immer wieder zu erlauschen. Und wer vertrauensvoll daran festhält, von Gott geliebt und bejaht zu sein, ist nicht mehr sklavisches abhängig vom Lob, von der Zustimmung und Liebe anderer Menschen. Gerade Menschen mit großer Verantwortung müssen ja auch unbequeme Entscheidungen treffen und können es nie allen recht machen. Die Perspektive des göttlichen Ja schenkt im Getümmel der alltäglichen Auseinandersetzungen eine große innere Unabhängigkeit und Souveränität; gleichzeitig aber bewahrt sie davor, schwierige Entscheidungen unbarmherzig und ohne Einfühlungsvermögen durchzusetzen, und davor, im Konfliktfall andere Menschen auszugrenzen oder zu verteufeln.

In der Mitgliederorientierung ist die wertschätzende Haltung unmittelbar mit dieser bejahenden Perspektive verbunden. Sie bezieht daraus Kraft und Orientierung. Und sie schenkt den Mut, die notwendigen Schritte zu gehen. Denn auch in schwierigen Situationen verweist die Perspektive des göttlichen Ja auf die grundsätzliche Zusammengehörigkeit aller mit allen. Deshalb geht es immer darum, persönlich, aber auch strukturell Lösungen zu finden, bei denen niemand sein Gesicht verliert, sondern möglichst alle Beteiligten gewinnen.



- Zu Beginn der Arbeit:

Sich mit beiden Beinen fest im Boden verwurzeln, sich aufrichten, die Handflächen vor der Brust zusammenlegen und beten: *„O Gott, komm mir zu Hilfe! Herr, eile mir zu helfen!“* - dazu sich bekreuzigen.

Dann mit einer tiefen Verbeugung das *„Ehre sei dem Vater“* beten. Anschließend die Hände auf die Brust legen und sprechen: *„Ich stehe zu meinen Stärken. Ich stehe zu meinen Schwächen. Ich stehe zu meinen Grenzen. Ich stehe zu meinen Potenzialen.“*

(Vgl. auch: Pierre Stutz, Atempausen für die Seele, Freiburg i. Br. 2004)

7.2

7.2 Informationen:

Unterstützungsangebote und Adressen (Alle Daten: Stand Oktober 2008)

Gemeindeberatung:

Mitgliederorientierung lässt sich kaum mit schnellen Einzelaktionen erreichen. Wenn Sie bei der Planung und Durchführung von entsprechenden Projekten Unterstützung und Fachberatung wünschen, können Sie sich an die Arbeitsgemeinschaft Gemeindeberatung wenden.

Kontakt:

Katja Straubinger-Wolf
Sprecherin der AG Gemeindeberatung
Sparnecker Straße 4
95237 Weißdorf
Tel. 09251 - 8 50 95 84
Mail : straubinger-wolf@t-online.de

Supervision:

Mitgliederorientierung erfordert die Reflexion des eigenen Standpunktes und manchmal auch die Veränderung eigener Haltungen und Muster. Dabei kann für Einzelne oder Teams Supervision hilfreich sein.

Anne Kurlemann
Erzbischöfliches Ordinariat
Abteilung Aus- und Weiterbildung
Postfach 10 02 61
96054 Bamberg
Tel. 0951 - 502 366; Fax 0951 - 502 368
Mail : supervision@erzbistum-bamberg.de

Moderation:

Für die Planung und Durchführung einzelner Veranstaltungen, beispielsweise im Pfarrgemeinderat oder in größeren Gruppen stehen ausgebildete ModeratorInnen zur Verfügung.

Anne Kurlemann
Erzbischöfliches Ordinariat
Abteilung Aus- und Weiterbildung
Postfach 10 02 61
96054 Bamberg
Tel. 0951 - 502 366; Fax 0951 - 502 368
Mail : weiterbildung@erzbistum-bamberg.de

Exerzitien:

Mitgliederorientierung braucht Kraft. Stille Tage, Exerzitien oder geistliche Begleitung können Ihnen helfen, die eigenen Kraftquellen immer neu zu erschließen und daraus zu leben. Es ist aber auch möglich, in Gremien und Gruppen miteinander den Alltag zu unterbrechen und Besinnungstage buchen.

Ursula Dirmeier CJ
Erzbischöfliches Ordinariat
Referat Spiritualität
Postfach 10 02 61
96054 Bamberg
Tel. 0951 - 502 635; Fax 0951 - 502 584
Mail: spiritualitaet@erzbistum-bamberg.de

Gemeindeanalyse:

Mitgliederorientierung braucht in vielen Fällen eine solide Datenbasis. Alle statistischen Angaben sowie Beratung über Möglichkeiten der Datenabfrage erhalten Sie im Ordinariat. Auf Wunsch ist Datenlieferung auf CD-Rom möglich.

Kontakt:

Anita Wolf
Erzbischöfliches Ordinariat
Statistik und Meldewesen
Postfach 10 02 61
96054 Bamberg
Tel.: 0951 - 502 376
Fax: 0951 - 502 675
Mail: anita.wolf
@erzbistum-bamberg.de

Weitere Abteilungen im Ordinariat, die Sie bei Fragen zur Mitgliederorientierung unterstützen können:



Abteilung Gemeindepastoral:

Bernhard Saffer
Referent für Gemeindeentwicklung
Erzbischöfliches Ordinariat
Postfach 10 02 61
96054 Bamberg
Tel. 0951 - 502 353
Fax 0951 - 502 584
Mail: bernhard.saffer
@erzbistum-bamberg.de

Georg Böllner-John
Referent für Gemeindegatechese
Erzbischöfliches Ordinariat
Postfach 10 02 61
96054 Bamberg
Tel. 0951 - 502 359
Fax 0951 - 502 584
Mail: georg.boellner-john
@erzbistum-bamberg.de

Abteilung Aus- und Weiterbildung:

Anne Kurlemann
Leiterin der Abteilung Aus- und Weiterbildung
Erzbischöfliches Ordinariat
Postfach 10 02 61
96054 Bamberg
Tel. 0951 - 502 366
Fax 0951 - 502 368
Mail : weiterbildung
@erzbistum-bamberg.de

Abteilung Öffentlichkeitsarbeit:

Jürgen Eckert
Internetredaktion
Erzbischöfliches Ordinariat
Postfach 10 02 61
96054 Bamberg
Tel. 0951 - 502 275
Fax 0951 - 502 271
Mail: internet
@erzbistum-bamberg.de

7.3

7.3 Ein weiter Ausblick

Erinnern Sie sich noch an die Vision von Bischof Wanke? Denken Sie immer wieder einmal an Ihre eigene Vision, die Sie bei Ihrer Entscheidung beflügelt hat, sich in der Kirche zu engagieren? Visionen sind wie große Fenster, die uns mitten im Alltagsgeschäft einen Ausblick eröffnen in die Weite des Lebens. Auch wenn Sie die Mitgliederorientierung umsetzen, kann es geschehen, dass Sie im Alltagsgeschäft „versinken“ und dabei die Orientierung verlieren. Deshalb sollten Sie Ihren Alltag immer wieder unterbrechen und „Sabbatzeiten“ halten, in denen Sie mit Ihren persönlichen Visionen neu in Kontakt kommen. Und wenn Sie sich dabei an Ihre Ursprungsvision aus längst vergangenen Tagen erinnern, dann bedenken Sie: Ihre Vision mag verschüttet, verändert oder beschädigt sein, aber sie ist und bleibt ein Teil von Ihnen - und deshalb ist sie bis heute in Ihrem Leben gegenwärtig. Vielleicht gelingt es Ihnen, Ihre Vision neu zum Leuchten zu bringen!

Solche Ursprungsvisionen haben wir auch in unseren Kirchen. Die Erinnerung an zwei visionäre Zeugen und eine visionäre Zeugin aus unseren christlichen Kirchen soll diese Arbeitshilfe nicht so sehr abschließen, als vielmehr öffnen - hinein in die Weite des christlichen Glaubens, der uns geschenkt ist.

Ein ökumenisches Vermächtnis:

Gerade in unserer Diözese, auf deren Gebiet mehr nichtkatholische als katholische Christen leben, ist es gut, sich daran zu erinnern: Als katholische Christen sind wir in unseren Pfarrgemeinden und Seelsorgebereichen nicht allein. Wir sind umgeben von evangelisch-lutherischen, orthodoxen und freikirchlichen Christinnen und Christen, mit denen uns längst mehr verbindet, als uns noch trennt. Einer der großen ökumenischen Glaubenszeugen des 20. Jahrhunderts, **Dietrich Bonhoeffer**, wurde 1945 kurz vor Kriegsende in Flossenbürg hingerichtet. Wenige Wochen vorher hat er in seiner Berliner Gefängniszelle Gedanken über die Zukunft der Kirchen zu Papier gebracht. Seine visionären Zeilen sind ein bis heute aktuelles Vermächtnis und eine bleibende ökumenische Herausforderung. Bonhoeffer betont: Eine Kirche, die sich nur um ihre Selbsterhaltung kümmert, als sei sie ein Selbstzweck, ist unfähig, Träger des versöhnenden und erlösenden Wortes für die Menschen und für die Welt zu sein. Deshalb, schreibt er, wird unser Christsein „heute nur in zweierlei bestehen: im Beten und im Tun des Gerechten unter den Menschen. Alles Denken, Reden und Organisieren in den Dingen des Christentums muss neugeboren werden aus diesem Beten und diesem Tun.“ **22** Diese Worte können auch heute Perspektiven für das Thema „Mitgliederorientierung“ aufzeigen.

Denn „**Beten**“ meint ja die unbedingte Ausrichtung auf Gott, den Schöpfer allen Lebens und Geber aller guten Gaben, der unser Vertrauen stärkt, neue Hoffnung schenkt und das Feuer der Liebe in uns entzündet.

„**Tun des Gerechten**“ meint ja die unbedingte Ausrichtung auf die Menschen und auf die Situationen, in denen sie leben, und der entschiedene und beharrliche Einsatz, dass Menschen frei und in Würde leben können, wie es ihrer göttlichen Berufung entspricht.

Mit einer solchen unbedingten „Leidenschaft für Gott und sein Volk“ (Christoph Jacobs) **23** können wir auch den Aufbruch zu unseren eigenen Mitgliedern wagen - im Vertrauen darauf, dass Gott selbst uns zu Hilfe kommt, uns Kraft schenkt und unsere bescheidenen Fragmente vollendet.

Zwei Impulse im Geist des Konzils:

Eine Zeugin und ein Zeuge dieses ökumenischen Vertrauens, die beide auf ganz besondere Weise den Glauben des Zweiten Vatikanischen Konzils verkörpern, stellen Ihnen am Ende dieser Arbeitshilfe, gleichsam „auf der Schwelle“ zum Alltagsgeschäft, den Ausblick auf den weiten Horizont des Lebens vor Augen - als segensreiche Ermutigung für jeden neuen Tag der abenteuerlichen Reise, die vor Ihnen liegt.

*Geht in euren Tag hinaus ohne vorgefasste Ideen,
ohne die Erwartung von Müdigkeit,
ohne Plan von Gott, ohne Bescheidwissen über ihn,
ohne Enthusiasmus,
ohne Bibliothek -
geht so auf die Begegnung mit ihm zu.
Brecht auf ohne Landkarte -
und wisst, dass Gott unterwegs zu finden ist
und nicht erst am Ziel.
Versucht nicht, ihn nach Originalrezepten zu finden,
sondern lasst euch von ihm finden
in der Armut eines banalen Lebens.*

Madeleine Delbr el,
Sozialarbeiterin und Mystikerin (1904-1964) **24**

23 **24**

Vgl. Christoph Jacobs, Mit Leidenschaft f ur Gott und sein Volk. Berufen zur Seelsorge in Zeiten pastoralen Wandels, in: Theologisch-praktische Quartalsschrift 3 / 2005, S. 264-276

Madeleine Delbr el, Gott einen Ort sichern. Texte, Gedichte, Gebete. Ausgew ahlt,  bersetzt und eingeleitet von Annette Schleinzer, Ostfildern 2. Auflage 2003, S. 37

Nur für heute

*werde ich mich bemühen, den Tag zu erleben,
ohne das Problem meines Lebens auf einmal lösen zu wollen.*

Nur für heute

*werde ich die größte Sorge für mein Auftreten pflegen:
vornehm in meinem Verhalten; ich werde niemand kritisieren,
ja ich werde nicht danach streben,
die anderen zu verbessern, nur mich selbst.*

Nur für heute

*werde ich in der Gewissheit glücklich sein,
dass ich für das Glück geschaffen bin,
nicht nur für die andere, sondern für diese Welt.*

Nur für heute

*werde ich mich an die Umstände anpassen,
ohne zu verlangen, dass die Umstände sich
an meine Wünsche anpassen.*

Nur für heute

*werde ich zehn Minuten meiner Zeit
einer guten Lektüre widmen;
wie die Nahrung für das Leben notwendig ist,
so ist die gute Lektüre notwendig für das Leben der Seele.*

Nur für heute

*werde ich eine gute Tat vollbringen,
und ich werde es niemand erzählen.*

Nur für heute

*werde ich etwas tun, das ich keine Lust habe zu tun;
sollte ich mich in meinen Gedanken beleidigt fühlen,
werde ich dafür sorgen, dass niemand es merkt.*

Nur für heute

*werde ich ein genaues Programm aufstellen.
Vielleicht halte ich mich nicht genau daran,
aber ich werde es aufsetzen.
Und ich werde mich vor zwei Übeln hüten:
vor der Hetze und der Unentschlossenheit.*

Nur für heute

*werde ich fest glauben -
selbst wenn die Umstände das Gegenteil zeigen sollten -,
dass die gütige Vorsehung Gottes sich um mich kümmert,
als gäbe es sonst niemand in der Welt.*

Nur für heute

*werde ich keine Angst haben.
Ganz besonders werde ich keine Angst haben,
mich an allem zu freuen, was schön ist,
und an die Güte zu glauben.*

Papst Johannes XXIII. (1881 - 1963)

Kurz gesagt

Erklärung wichtiger Begriffe

8



Kirchenglieder und Kirchenmitglieder:

Theologisch verstanden ist die Kirche selbstverständlich kein Verein, der im üblichen Sinn „Mitglieder“ hat. Kirche ist „Leib Christi“, hat schon Paulus betont, und die Gläubigen sind Glieder an diesem Leib. Die Taufe ist die fundamentale „Eingliederung“ und „Einweihung“ ins christliche Leben. Wer getauft ist, gehört Jesus Christus an - und deshalb zur Kirche als mündiges Subjekt, mit allen Rechten und Pflichten. Alle Unterschiede (zwischen Priestern und Laien ...) sind der gnadenhaft geschenkten Gleichheit aller Getauften nachrangig.

Diese theologische Zugehörigkeit kann nicht beendet werden.

Trotzdem verwenden wir in dieser Arbeitshilfe oft den Begriff „Gemeindemitglieder“ oder „Kirchenmitglieder“. Denn soziologisch und rechtlich kann man sehr wohl unterscheiden, wo ein bestimmter getaufter Christ Mitglied ist: in der evangelisch-lutherischen oder in der römisch-katholischen Kirche; in der Pfarrgemeinde St. Anna oder in St. Josef; und schließlich kann ein getaufter Christ aus der Kirche (als Körperschaft des öffentlichen Rechts) auch austreten - dann ruht seine Kirchenmitgliedschaft, obwohl er oder sie als Getaufte/r weiterhin Glied am Leib Christi bleibt.

Die rechtlich-soziologisch verstandenen Begriffe „Kirchenmitglied“ und „Gemeindemitglied“ können helfen, die Aufgaben der Mitgliederorientierung in den Blick zu nehmen, die im pastoralen Alltag gerne übersehen werden, weil stillschweigend vorausgesetzt wird, dass die sichtbar anwesenden Gemeindemitglieder „die Gemeinde bilden“ und die anderen (die sogenannten „Fernstehenden“) „eigentlich“ gar nicht dazu gehören, also weder „Glieder“ noch „Mitglieder“ sind.

Diese Meinung ist aber theologisch falsch und pastoral irreführend.

Denn wer keinen sichtbaren Kontakt zu den Gottesdiensten und Veranstaltungen einer Pfarrgemeinde hat, braucht deshalb noch lange nicht an der Kirche desinteressiert zu sein oder als Mitglied bedeutungslos. Das zeigen schon kranke Menschen, Säuglinge oder Behinderte.

Fernstehende:

Viele engagierte Gemeindemitglieder bezeichnen mit dem Begriff „Fernstehende“ die Mehrheit der Kirchen- und Gemeindemitglieder, die ihrer Meinung nach der Kirche und Gemeinde fern stehen, weil sie nicht so regelmäßig wie sie selbst den Sonntagsgottesdienst mitfeiern und sich nicht am Gemeindeleben beteiligen. Der Begriff unterstellt, dass diese Menschen nicht nur der konkreten Pfarrgemeinde, sondern auch der Kirche ganz allgemein fern stehen. Er wird in dieser Arbeitshilfe bewusst immer in Anführungszeichen verwendet, weil wir damit zwar am üblichen Sprachgebrauch der Engagierten anknüpfen, aber gleichzeitig zeigen wollen, dass dieser Begriff problematische Wertungen transportiert.

Zum Beispiel wird dadurch nicht deutlich, dass die Gruppe der „Fernstehenden“ nicht homogen ist: Es gibt darunter Menschen mit sehr hoher Kirchenbindung und hohem Glaubensbewusstsein genau so wie andere, die wenig Glaubensbewusstsein haben, oder Menschen die sich stark mit Kirchenaustritts-Gedanken beschäftigen (und auch diese Gruppe besteht wieder aus unterschiedlichen Menschen: mit und ohne Glaubensbewusstsein ...). Der Begriff „Fernstehende“ müsste auch manchmal durch den Begriff „Ferngehaltene“ ersetzt werden - denn die in manchen Pfarrgemeinden „herrschende Kultur“ grenzt auch bestimmte Gläubige aus.

Kasualienfromme:

Innerhalb der Gruppe der sogenannten „Fernstehenden“ sind die „Kasualienfrommen“ diejenigen Gemeindemitglieder, die zwar eine Kirchenbindung, aber keine Gemeindebindung besitzen. Sie trauen der Kirche bzw. den Gemeinden nur an den besonderen Übergängen ihres Lebens (bei Taufe und Trauung, Erstkommunion, Firmung oder Bestattung) sinnstiftende Kraft zu und nehmen deshalb nur an diesen Punkten ihres Lebens selbstverständlich und gerne die kirchlichen Dienste (in) einer Pfarrgemeinde in Anspruch. Auch die „Kasualienfrommen“ sind allerdings keine einheitliche Gruppierung, sondern wiederum sehr unterschiedlich geprägt - je nach Biographie, sozialem Stand und Lebenssituation.

Diese und viele andere weiterführende Ergebnisse finden sich in einer breit angelegten qualitativen empirischen Studie, in der solche Kirchenmitglieder aus ländlichen und städtischen Gebieten der Erzdiözese Bamberg ausführlich über ihre Lebens- und Glaubenssituation und ihre Stellung zur Kirche und Pfarrgemeinde befragt wurden. Das Projekt wurde von 2001 bis 2003 an der Universität Bayreuth durchgeführt. Ein Bericht und eine interdisziplinäre Auswertung dieser Studie sind veröffentlicht: [Johannes Först / Joachim Kügler](#) (Hrsg.), Die unbekannt Mehrheit. Mit Taufe, Trauung und Bestattung durchs Leben?, Berlin 2006.

Kerngemeinde:

Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil wurde in der römisch-katholischen Kirche die „lebendige Gemeinde“ (neu) entdeckt und zum Leitbild des pastoralen Handelns. In diesem Zusammenhang entstand wohl auch der Begriff „Kerngemeinde“. Er geht davon aus, dass die sichtbare und zählbare Gruppe der (regelmäßigen) Gottesdienstteilnehmer und Aktiven den „Kern“ der Pfarrgemeinde bildet. Manchmal wird dieses Bild noch erweitert: dann gruppieren sich um diesen „(harten) Kern“ wie in Zwiebelschalen die übrigen Christen, die selten bis niemals am „Gemeindeleben“ teilnehmen.

Dieses Verständnis ist allerdings schon immer theologisch fragwürdig gewesen. Denn erstens ist „Kirche“ ja auch nach katholischem Verständnis nicht einfach auf „Gemeinde“ zu reduzieren, sondern „Gemeinde“ ist immer Teil von „Kirche“. Und zweitens ist der damit oft stillschweigend verbundene Leitsatz „Wer mitmacht, erlebt Gemeinde“ im wahrsten Sinn des Wortes „gnadenlos falsch“, denn sowohl Kirche als auch Gemeinde leben nicht durch menschliche Aktivität, sondern durch Gottes Gnade. Deshalb umfassen Kirche und Gemeinde immer auch die (äußerlich) „Nicht-Aktiven“: Kranke, Leidende, Sterbende und Tote. Der Begriff „Kern“ zeigt überdies eine harte und eindeutige Innen-Außen-Struktur („entweder man gehört dazu oder nicht“), die weder der biographischen Entwicklung einzelner Menschen noch einem so komplexen System wie einer modernen Pfarrgemeinde mit ihren unterschiedlichen Schwellen und Räumen, Umwelten und Binnenstrukturen, Vernetzungen und Kommunikationskanälen entspricht. Der Begriff „Kerngemeinde“ ist deshalb möglichst zu vermeiden. In dieser Arbeitshilfe taucht er sehr selten auf. Wenn er aber verwendet wird, steht er - gleichsam als Zitat einer bestimmten Denkweise - immer in Anführungszeichen.

Milieus:

Seit einiger Zeit zeigt sich, dass die Gesellschaft in Deutschland sich weniger nach herkömmlichen „Klassen“ und „Schichten“ organisiert, sondern stärker nach „Milieus“. Diese Neuordnung hat die Nachkriegs-Gesellschaftsordnung abgelöst, in der sich weltanschauliche Gruppen relativ starr gegenüber standen. In Milieus organisieren Menschen ihr Leben zwar auch nach bestimmten Werten, Regeln und Normen. Das Besondere dieser neuen Milieus liegt aber darin, dass es dabei nicht mehr um ethisch-weltanschauliche Normen geht, sondern um ästhetische Werte: um den richtigen Geschmack, den passenden Stil, das angemessene Outfit und Auftreten - kurz um das, was man schön und hässlich findet.

Die Studie „Die Erlebnisgesellschaft“ des Soziologen [Gerhard Schulze](#) zeigt schon 1992: In einer Gesellschaft, in der die Einzelnen ihr Leben selbst „entwerfen“ (müssen) und die deshalb den Menschen immer mehr Wahlmöglichkeiten zumutet, werden früher unwichtige Nebensächlichkeiten zu Fragen des gesellschaftlichen Überlebens (in einem bestimmten Milieu kann man sich beispielsweise nicht mit bestimmten Schuhen sehen lassen, weil sie „einfach nur peinlich“ sind). Milieus können Vertreter unterschiedlicher Schichten zusammenführen - allerdings gibt es dann trotzdem oft Schranken, die Unterschiede markieren: auf dem Fußballplatz **sitzt** der Manager einer Firma auf einem reservierten Tribünenplatz, während der arbeitslos gewordene Arbeiter der gleichen Firma in der Fankurve **steht**.

Alle soziologischen Untersuchungen zeigen, dass traditionelle Pfarrgemeinden im Normalfall größte Schwierigkeiten haben, sich für jüngere und experimentellere Milieus zu öffnen. Meist herrscht schon durch die Ausstattung der Pfarrheime, durch die Art und Thematik der „Gruppen und Kreise“ und durch die Ästhetik der Veranstaltungen eine oft unbewusste „Milieuverengung“ (Michael N. Ebertz), die andere Menschen ungewollt ausgrenzt.

Sinus-Milieus:

Die Bevölkerungsanteile, die zu einzelnen Milieus gehören, verändern sich Jahr für Jahr und werden deshalb durch das Heidelberger Institut Sinus-Sociovision immer wieder neu erforscht. Die so genannten zehn „Sinus-Milieus“ werden gegliedert nach der unterschiedlichen Wertorientierung und nach der gesellschaftlich-sozialen Position ihrer Mitglieder. So ergibt sich eine übersichtliche „Milieu-landkarte“. Die Einzelmilieus lassen sich wiederum in Gruppen zusammenfassen zu den „Leitmilieus“, den „Mainstream-Milieus“, den „traditionellen Milieus“ und den „hedonistischen Milieus“. **25**

Beim oben erwähnten Institut hat die katholische „Medien-Dienstleistungs-GmbH“ zusammen mit der Katholischen Sozialethischen Arbeitsstelle (KSA) Hamm für 2005 eine Milieustudie bestellt, die vor allem die **religiösen und kirchlichen Orientierungen** der einzelnen Milieus erforscht hat und nun seit einiger Zeit vorliegt (Milieuhandbuch „Religiöse und kirchliche Orientierungen der Sinus-Milieus 2005“; zu bestellen unter info@mdg-online.de).

In dieser aktuellen Untersuchung zeigt sich, dass die katholischen **Pfarrgemeinden** nur in drei (überdies allmählich schrumpfenden) Milieus verankert sind, die heute nur noch etwa ein Drittel der Bevölkerung vertreten: bei den **Konservativen** und den **Traditionsverwurzelten** (beide aus dem Traditionsmilieu) sowie - allerdings mit deutlichen Konflikten - bei der **Bürgerlichen Mitte** (aus dem Mainstream-Milieu). Vor allem zu den jüngeren Milieus haben die Pfarrgemeinden offenbar den Anschluss verloren, obwohl Menschen auch aus diesen Milieus erstaunlich offen sind für Spiritualität und mystische Traditionen.

Die Menschen, so zeigt sich auch hier, setzen „Kirche“ meistens mit „Pfarr-gemeinde“ (oder „Amtskirche und Papst“) gleich. In dieser Sicht bleiben viele andere kirchliche Bereiche - wie Caritas, Bildungswerke, Klöster oder kirchliche Verlage; weitgehend auch die Kategorialseelsorge - „unbeleuchtet“. Gerade hier aber gelingt es der „Kirche **jenseits** der Pfarrgemeinden“ durchaus, Menschen aus anderen Milieus zu erreichen: Dieses seit Jahren professionell ausgebaute kirch-liche Handlungsnetz wird entsprechend nachgefragt.

25

Eine Gegenüberstellung der fünf Milieus von Gerhard Schulze und der zehn Milieus der Sinus-Studie findet sich in: Michael N. Ebertz / Peter-Otto Ullrich, Milieus, Lebensstile und Religion. Sozialwissenschaftliche Grundlagen und Erfahrungen im LOS-Prozess, in: Ebertz / Fuchs / Sattler, Lernen, wo die Menschen sind, S. 168-175



Nur die Pfarrgemeinden scheinen davon nicht zu profitieren: Die Grenzen zwischen den verschiedenen Handlungsfeldern bleiben offenbar „geschlossen“. Deshalb empfinden „Fernstehende“ den katholischen Kindergarten, den ihre Kinder besuchen, oder die Caritas-Sozialstation, die ihre alte Mutter pflegt, im Unterschied zur Pfarrgemeinde, auf deren Gebiet beide liegen, als „weniger“ oder gar nicht kirchlich. Damit aber stellt sich die brisante Frage, ob überhaupt (und wenn ja: wie) **heute** Pfarrgemeinden und andere kirchliche Handlungsfelder einander zugeordnet sind - und wie eine künftige Zuordnung sinnvoller Weise aussehen sollte. **26**

Milieu-Pastoral:

Gegen einen vorschnellen pastoralen Handlungsdruck, der zwar dazu führt, dass man „etwas tut“, aber darin unbewusst alten Denkmustern und Urteilkategorien verhaftet bleibt, gilt es, das Neue in der heutigen Situation als wirklich neu zu sehen und ernst zu nehmen.

Deshalb sollten kirchlich Verantwortliche die Milieustudien zunächst aufmerksam als „Sehhilfe“ und wichtiges Analyseinstrument verwenden. Dadurch können manch eigene pastorale Misserfolge erklärt, Missverständnisse erkannt und Konflikte abgekühlt werden: Weil sie sich nicht nur auf beteiligte Einzelpersonen, sondern auf die **Fremdheit zwischen bestimmten Milieus** zurückführen lassen, die ein besonderer Nährboden für Misserfolge, Konflikte und Missverständnisse sein kann. Die Erkenntnis, zu welchem Milieu man selbst gehört, macht zudem bescheidener, bewahrt vor unproduktiven Allmachtsphantasien und „erdet“ die Planung.

Eine große Herausforderung für das kirchliche Handeln besteht in der Behauptung der Sinus-Studie, dass einzelne Milieus einander fremd sind und bleiben - und dass gegenseitiges Verstehen über die Milieugrenzen hinweg schwierig bis unmöglich ist. Kann sich die Kirche, die ja einen grenzüberschreitenden, universalen Auftrag für die Welt hat, mit einer solchen Behauptung abfinden? Welche kreativen Möglichkeiten zeigen sich, um die Universalität des Evangeliums nicht einförmig, sondern vielfältig zur Geltung zu bringen? Wie können die Verantwortlichen durch ihr Verhalten und Auftreten, durch ihr Tun und Lassen dazu beitragen, dass sich die verwandelnde Kraft Gottes auch über Milieugrenzen hinweg entfalten kann?



Zum Weiterlesen

Empfehlenswerte Literatur

9.1



9.1 Quellentexte:

Zweites Vatikanisches Konzil: Dogmatische Konstitution „Lumen Gentium“ und Pastorale Konstitution „Gaudium et spes“, in: Karl Rahner / Herbert Vorgrimler (Hrsg.), Kleines Konzilskompodium, Freiburg i. Br. 1965, 123-197 und 449-552

Papst Paul VI., Apostolisches Schreiben „Evangelii nuntiandi“ über die Evangelisierung in der Welt von heute, hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1975

Erzbistum Bamberg (Hrsg.), Den Aufbruch wagen - heute! Pastoralplan für das Erzbistum Bamberg, Januar 2005

9.2



9.2 Weitere Literatur:

Peter Abel, **Gemeinde im Aufbruch**, Münsterschwarzach 2006

Rainer Bucher (Hrsg.), **Die Provokation der Krise.** Zwölf Fragen und Antworten zur Lage der Kirche, Würzburg, 2. verbesserte Auflage 2005

Dietrich Dörner, **Die Logik des Misslingens.** Strategisches Denken in komplexen Situationen, Reinbek b. Hamburg 2004

Klaus Doppler / Christoph Lauterburg, **Change Management.** Den Unternehmenswandel gestalten, Frankfurt - New York 2002

Michael N. Ebertz / Ottmar Fuchs / Dorothea Sattler (Hrsg.), **Lernen, wo die Menschen sind.** Wege lebensraumorientierter Seelsorge, Mainz 2005

Armin Felten / Bernhard Petry, **Gut geführt.** Personalentwicklung und Personalführung in der Kirche, Hannover 2002

Johannes Först / Joachim Kügler, **Die unbekannte Mehrheit.** Mit Taufe, Trauung und Bestattung durchs Leben? Eine empirische Untersuchung zur „Kasualienfrömmigkeit“ von KatholikInnen - Bericht und interdisziplinäre Auswertung, Berlin 2006

Hauptabteilung Seelsorge im Erzb. Ordinariat Bamberg (Hrsg.), **Sehen, was ist:**
Ermutigung zu Schritten der Analyse im Seelsorgebereich, Bamberg 2008

Elmar Klinger, **Das absolute Geheimnis im Alltag entdecken.**
Zur spirituellen Theologie Karl Rahners, Würzburg 2001

Rainer Krockauer / Max-Josef Schuster, **Menschen auf der Schwelle.**
Neue Perspektiven für die alte Pfarrgemeinde, Ostfildern 2007

Herbert Lindner, **Kirche am Ort.** Ein Entwicklungsprogramm für Ortsgemeinden.
Völlig überarbeitete Neuauflage, Stuttgart Berlin Köln 2000

Medien-Dienstleistung GmbH (Hrsg.), **Milieuhandbuch** „Religiöse
und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus 2005“, München 2006

Henri J. M. Nouwen, **Nimm sein Bild in dein Herz.**
Geistliche Deutung eines Gemäldes von Rembrandt, Freiburg i. Br. 1991

Richard Rohr, **Wer loslässt, wird gehalten.**
Das Geschenk des kontemplativen Gebets, München 2001

Michael Schramm, **Das Gottesunternehmen.**
Die katholische Kirche auf dem Religionsmarkt, Leipzig 2000

Gerhard Schulze, **Die Erlebnisgesellschaft.**
Kultursociologie der Gegenwart, Frankfurt - New York 1995

David Steindl-Rast, **Fülle und Nichts.**
Von innen her zum Leben erwachen, Freiburg i. Br. 2005

Peter B. Steiner, **Glaubensästhetik: Wie sieht Glaube aus?**
99 Beispiele und einige Regeln, Regensburg 2008

Joachim Wanke, **Lasst uns das Licht auf den Leuchter stellen.**
Impulse für Christen, Leipzig 2001

Paul Michael Zulehner u. a., **Gottvoll und erlebnisstark.**
Für eine neue Kultur und Qualität unserer Gottesdienste, Ostfildern 2004

Bestelladresse

Erzbischöfliches Ordinariat,
Hauptabteilung Seelsorge
PF 100261, 96054 Bamberg



Lesen Sie mal!

Fakten



Kennen Sie das?

Praxis

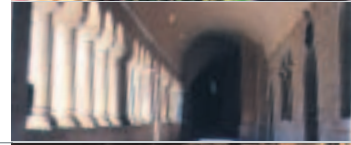


Lust zum Weiterlesen

Literatur



Geistliche Übungen



Text:

Max-Josef Schuster

Redaktionsteam:

Georg Böllner-John

Markus Bolowich

Loni Meyer

Bernhard Saffer

Josef Schwab



Erzdiözese Bamberg



Herausgeber:

Erzbischöfliches Ordinariat,

Hauptabteilung Seelsorge

Bamberg 2008